

NR. 588—594

MÄRZ 1922

XXIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Alles, nur nicht die Gobelins! / Die Treuhänder der Kultur / Grillparzer-Feier / Die Reichspost und der Krieg / Inschriften / Dorfkirchl schaut zu / Vom Straßendreck / Glossen / Vom Pfuirufen / An eine Heilige / Fernes Licht mit nahem Schein / Dein Fehler / Erlebnis / Dank / Vom Zuspätkommen / Notizen / Die Anzeige / Dichter für die Schule / Inschriften / Alpine Moralgesellschaft / Einzug in Paris / Wien im Lichte Molières / Die Bürger, die Künstler und der Narr

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

K 440'— / čsl. K 16'— / M 24'—

VERLAG 'DIE FACKEL', WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON NR. 42255

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

Nr. 588—594

MÄRZ 1922

XXIII. JAHR

Alles, nur nicht die Gobelins!

Den Kunstschatz schützen sie, den wohlbewußten,
und jeder stöhnt und reißt sich auf die Brust.
Von eines Weltkriegs sämtlichen Verlusten
Wär' dieser doch der schmerzlichste Verlust.

Denn die Kultur, sie ist ja doch das Letzte,
was bleibt uns denn, trägt man auch sie davon,
all jenes Köstliche, das uns versetzte
in eine noch weit höhere Region!

So protestieren sie aus allen Ecken,
in Sorge um die höchsten Güter nur.
Sie gönnen ja dem Volke das Verrecken,
man nehme ihnen nur nicht die Kultur!

Zwar fehlt die Nahrung, fehlen auch die Kohlen,
allein nicht dieser Umstand schafft den Schmerz.
Selbst als die Mona Lisa war gestohlen,
wars keinem Kenner weher um das Herz.

Wer schätzt sie nicht, die kostbaren Gewebe,
sie sind sogar im Ausland sehr beliebt,
und wichtiger als daß die Menschheit lebe,
ist, daß es Sehenswürdigkeiten gibt.

Nicht nötig ist es, Nahrung zu erwerben,
der Wiener kann auch so nicht untergehn.
Und andernfalls wird er in Schönheit sterben,
sonst kann ihm nix als höchstens das geschehn.

Hohn bieten die Vandalen unserm Leide
und sind für das Kulturbedürfnis blind,
indem sie für vergängliches Getreide
den Kunstschatz hinzugeben willens sind.

Wir aber schützen ihn mit reinern Händen,
das Hungerthema haben wir schon satt.
Wir lassen nimmer die Gobelins verpfänden,
wie einen Bissen Brot braucht sie die Stadt.

Von Lebensmitteln, wenn sie aufgeessen,
hat man doch zweifelsohne einen Dreck.

Der Teppich in Schönbrunn ist unterdessen
mehr haltbar und entspricht dem Lebenszweck.

Und Tag für Tag ertönt es fort im Chore:
Der Mensch, er lebt vom Brote nicht allein!
Nein, größer war fürwahr nessun dolore
und wer nicht voll Kultur lebt, ist ein Schwein.

Wir haben etwas noch, woran wir glauben:
die Kunst, die nach Geschäften man genießt.
Sie wollen uns die Ideale rauben,
von denen man im Leitartikel liest.

Und jeder stöhnt und jeden hört man flennen
und jedem wird persönlich es geschehn:
Ach, von den Teppichen soll ich mich trennen?
Und hab, ich Teppich, keinen noch gesehn!

Die Treuhänder der Kultur

Gesprochen am 22. Januar.

Der Polizei in Hernals wurde mitgeteilt, daß sich der 26jährige Handelsangestellte Karl Krist, Hernalser Hauptstraße Nr. 208, in unbeschreiblicher Notlage und in einem Zustande befinde, der ein behördliches Einschreiten notwendig mache. Der Kriminalbeamte Schlifelner begab sich zur Erhebung in die Wohnung. Krist bewohnt mit seiner 34jährigen Gattin Katharina und zwei Kindern, dem 2¼jährigen Karl und der einjährigen Margarete ein Kabinett. Es weist weder Möbel noch Geschirr oder sonstige Hausgeräte auf und ist ohne Ofen. Die Familie lag in wenige Fetzen gehüllt, ohne Hemd oder sonstige Unterkleider auf einem Düngerhaufen, dem ein ekliger Geruch entströmte. Der Fußboden war mit einer offenbar von den Kindern herrührenden Kotschichte bedeckt, und in einem Winkel gegenüber der Tür erhob sich ein zweiter Düngerhaufen, auf dem Krist, dessen Leib mit zerrissenen Fetzen notdürftig bekleidet war, seine Notdurft zu verrichten pflegte. Inspektor Schlifelner bedurfte trotz der entsetzlichen Lage, in der sich der Mann befand, langen Zuredens, ehe Krist die Zustimmung gab, daß die Kinder in eine Versorgung gegeben werden und daß sie seine Frau, die auch nur ganz notdürftig bekleidet ist, begleitet. Bezeichnend für den Anblick, den Frau und Kinder boten, ist, daß eine offenbar dem Arbeiterstand angehörige Frau, die den traurigen Zug auf dem Wege zur Stadtbahn sah, Inspektor Schlifelner für sie 200 Kronen gegeben hat. Die Kinder wurden der städtischen Übernahmestelle zugeführt, Krist und seine Gattin dem Werkhause übergeben.

Ich möchte, eingedenk der Lorbeerreiser, dieses Familienbild die letzte Transfiguration der habsburgischen Glorie nennen, die endgültige Dreckwerdung des spanischen Zeremoniells. Lassen Sie mich dem unbändigen Grau-

sen, das nur von einem umfassenden Ekel überwältigt wird, Ausdruck geben, nicht, daß dieser Anblick ein paar Straßen weit von den behördlich geschützten Vorgängen in einer Bristol—Bar möglich ist, sondern daß daneben sogenannte Künstler, die Männer der sogenannten Wissenschaft und die Zuhälter der veritablen Presse sich wieder einmal Kultursorgen wegen der Gobelins machen, wiewohl doch der Zusammenhang zwischen jenem Greuel und diesem Kulturproblem, zwischen Lebensnot und Kunstschatzen von einem *deus ex machina* mit dem herzhaften Entschluß besiegelt werden müßte, die unlösbare Frage, ob die Gobelins zu verpfänden oder zu behalten seien, durch deren Verwendung als Körperhülle für die Familie Krist aus der Welt zu schaffen. Mein tiefes Nichtgefühl für kulturelle Bedürfnisse, das selbst in Zeiten, die, weniger in Lumpen gehen würden als diese, einen Schönbrunner Jagdteppich zu opfern bereit wäre, um der grauslichen Erhitzung jener, die ihn nie gesehen haben, ein für allemal die Grundlage zu entziehen und einen der gewichtigsten Lebensinhalte der Wiener Geistigkeit auszublasen, weil ja, solange wir die Gobelins haben, immer wieder die Gefahr besteht, daß sie verpfändet werden, während uns doch ihre Verehrer erhalten bleiben — meine kulturelle Fühllosigkeit, die also unter allen Umständen wünscht, daß wir wenigstens die Gobelins loswerden, hat schon einmal ihren ganzen Hohn gegen jene Gesellschaft von Treuhändern der Kultur mobilisiert, die für ihre schleißigen Ideale andern das Brot vom Mund weglügen möchten, die nicht nur kein Herz, sondern auch nicht den Takt haben, mit diesem Mangel zurückzuhalten, und deren Wichtigmacherei mit dem Vorwurf des »Snobismus« zu viel Ehre empfängt. Als ich kürzlich in Berlin war, wo der Kulturbetrug sich wenigstens nicht so lästig individualisiert, sondern in den Mechanismus eines schäbigen Lebens einordnet, fand ich den letzten Niederschlag der Hohenzollernglorie in einer unscheinbaren Zeitungsnotiz, die die Interessenten der Menschheitswürde, ohne aufzuschreien, zwischen den Dokumenten einer geschobenen, gefilmten und aufgemachten Luderwelt drucken und lesen:

In Greußen in Thüringen sind, einem Privat—Telegramm zufolge, an einem Tage der frühere Gemeindediener Kirchner, ein *Veteran von 1866 und 1870* und sein *im Felde erblindeter Sohn* gestorben. Der ärztliche Befund ergab, daß sie beide verhungert sind.

Wenn man sich, ohne wahnsinnig zu werden, vorstellt, daß es das gibt, während der Herr Reinhardt das Fleisch von dreihundert Tänzerinnen für dreitausenddreihundert Schieber arrangiert und der Herr Jeßner seine Treppe [Truppe?] nach Wien verfrachtet, und wenn man dazu noch die Meldungen liest, daß dieses Wien zwar inzwischen untergegangen sei, aber halt die Gobelins behalten wolle und daß die Rektoren der Wiener Hochschulen (inklusive der tierärztlichen), die Vorstände der Kunstinstitute sowie die Repräsentanten der wissenschaftlichen und künstlerischen Vereinigungen wegen der Gobelins wieder einmal »vorstellig« geworden seien, und wenn man dann noch Lust hat, in diese zwar gottverlassene, aber kulturell versorgte Stadt zurückzukehren, an deren Bahnhofspforte einen der Raub in Gestalt eines Einspännerkutschers anfallen wird und in der einen nichts erwartet als Schmutz und Schmach, und wenn man dann doch zurückkehrt, um hier die Familie Benedikt in Kulturschmerz aufgelöst zu finden — da muß einer schon sagen, daß er eine gesunde Konstitution hat! Aber wie ich klipp und klar bekenne, daß ich die Kulturschmach, die uns droht, nämlich die Gobelins zu verlieren als ein Kinderspiel erachte neben der Kulturschmach, die wir schon haben, nämlich, die Neue Freie Presse zu behalten und die Angelegenheiten der Kunst und des Geistes von den Schreibern und Malern der Phrase vertreten zu sehen, kurz von einer Menschensorte, die den letzten Ausweg zur Rettung aus

der leibhaftigen Not verstellen möchte, weil sie die fremde Realität nicht so tief erleben kann wie das eigene Geschwätz — so zögere ich nicht, mit lauter Stimme einem Finanzminister, von dem ich nicht weiß, ob er sonst den Aufgaben seines Amtes gewachsen ist, meine Anerkennung zuzurufen und meinen tiefgefühlten Dank abzustatten für den Hinauswurf, den er den getreuen, aber unberufenen Eckarten der Kultur hat angeidehen lassen. Er hat sie mit jener Ehrlichkeit, der nur eine Publizistik des schlechten Gewissens den an die Wand gemalten Teufel vorwerfen kann, und mit vollstem Recht darauf aufmerksam gemacht, daß sie es sich selbst zuzuschreiben hätten, wenn die der letzten Hilfe beraubte Bevölkerung die Museen und Institute stürmen würde. Er vergaß nur hinzuzufügen, daß diese Vandalen, die ja Kochs Gemälde »Die große Zeit« nicht geschont haben, mit der Zerstörung der Kunstschatze, die im Künstlerhaus und im Hagenbund aufgestapelt sind und deren Verpfändung aus naheliegenden Gründen noch nicht erwogen wurde, immerhin mehr Verständnis für Kunstinteressen beweisen würden als deren Vertreter für die Angelegenheiten der Lebensnot. So jammervoll kann diese gar nicht sein, daß sie nicht ein erfrischendes Lachen zuließe über die Tränen der abgewiesenen Kulturschnorrer, die die Neue Freie Presse einzelweis auffängt, indem sie es nachträgt, wenn irgendein Voll- und Ganzbart, der im Finanzministerium kein Glück hatte, beim Bundeskanzler erschienen ist, um »der schmerzlichen Erregung, die in den letzten Tagen der Künstlerschaft Wiens sich bemächtigte, lebhaften Ausdruck zu geben«. (Doch alles Herzleid tritt zurück vor dem Gram der Frau Jeritza, die auf ihren New-Yorker Lorbeern nicht ruhig schlafen kann, wenn sie an die Gobelins denken muß, und die sich deshalb entschlossen hat, die Reklame, welche Amerika bietet, noch durch ein Protesttelegramm zu vermehren, anstatt den darauf entfallenden Betrag der hungern- den Heimat vorzubehalten.) Aber auch ich bin mißvergnügt, denn ach, unter den Hinausgeworfenen haben die Wiener Zeitungsherausgeber gefehlt, sie haben sich nur publizistisch mit der Vertretung der Ideale bemüht und nach wie vor dem Hinauswurf der kompetenten Faktoren den Schmerz bekundet, sich von teuren Kunstschatzen, die sie nie gesehen haben, losreißen zu sollen. So wäre denn notwendig — aber nicht als unsere Befürchtung, sondern als unsere Hoffnung — ihnen die Möglichkeit vorzustellen, daß, wenn sich das Ereignis des 1. Dezember wiederholen sollte, anstatt harmloser Spiegel und wertloser Bilder Rotationsmaschinen zertrümmert werden könnten. Möchten sie doch! Und wenn ich mir davon, allein davon und davon allein, die radikale Bereinigung des Kulturproblems verspreche, will ich die Brandmarkung jener, die die Lüge drucken, und jener, die wie gedruckt lügen, auf eigene Faust vornehmen, nicht ohne eine Genugtuung darüber zu empfinden, daß meine Ansicht vom Kulturschwindel, die ehemals noch Widerspruch erregt hat, nunmehr, da mit der Not auch die Frechheit gewachsen ist, schon auch weitere Kreise von der Lächerlichkeit der Kulturschnorrer und von der Gefährlichkeit der Kulturschwindler überzeugt hat und noch überzeugen wird.

Ich kann wirklich nur beklagen, daß die Herausgeber der Wiener Zeitungen den Finanzminister nicht besucht haben. Sie, die berufenen Hüter der Phrasenschätze, sie, in deren schmutzige Hände die Würde jener Menschheit gegeben ist, deren ganzer Jammer mich angesichts dieser Tatsache anfaßt, sind die Anstifter des Unfugs, mit dem sich nun abermals der Sorge um die Beschaffung von Getreide die Strohdrescher in den Weg stellen. Und ich habe in jenem Aufsatz »Brot und Lüge« nachgewiesen, daß es den Kulturstrolchen, die dem Kunstspießler das Schlagwort zuwerfen, allemal weit weniger um einen Kunstbesitz zu tun ist, der ihnen ja gestohlen werden kann, solange er ihnen nicht gehört, um Gemälde die ihnen stagelgrün aufliegen, und um Tep-

piche, die auch dann ihrer Beachtung entgangen wären, wenn sie die Habsburger nicht zur allfälligen Mitnahme ins Exil sorgfältig in Kisten verwahrt hätten — daß es ihnen also weit weniger um die Kunst zu tun ist als um einen Kunstgriff, durch den sie die Aufmerksamkeit von ihren andern Manövern ablenken möchten. Denn ob wir Gobelins an Frankreich verlieren sollen oder ob Frankreich die Mona Lisa verliert — wo immer ein Kunstwerk abhanden kommt, kann die Kulturwelt der schmerzlichen Teilnahme jener, die es nichts angeht, versichert sein.

»Die Debatte«, sagte ich ¹, »weckt die Erinnerung an jene Tage, wo wir noch genug zu essen hatten, aber das Essen uns nicht mehr schmecken wollte, weil den Parisern die Mona Lisa gestohlen war. Es war das Merkmal der kulturellen Solidarität, die damals Europa noch umspannte, daß wir alle, auch jene überwiegende Majorität, die sie nie gesehen und bis dahin für eine Pariser Nackttänzerin gehalten hatte, ihre Entrückung als den schwersten Eingriff in unsern geistigen Besitzstand empfanden, und zwar unter dem Zuspruch der habgierigsten Stimme dieses Landes, die wie sonst nur vom Zauber der Milliarde plötzlich vom Farbenschmelz dieses Lächelns zu schwärmen anhub und den Raub der Mona Lisa als den persönlichsten Verlust ihres Börsenlebens beklagte. Denn das künstlerische Gewissen Wiens, möge es nun von akademischen Christusbärten oder vom Gegenteil vertreten sein, reagiert nicht so sehr auf den Zuwachs, den ein Museum empfängt, als auf den Verlust, den es erleidet. Es ist so geartet, daß es von der Zustandbringung der Mona Lisa weit weniger erfreut als durch ihre Entfernung gekränkt ist, und seine Empfindlichkeit in diesem Punkte geht so weit, daß gerade jene von dem Verlust eines Kunstschatzes am heftigsten bewegt sind, die dadurch auch von seiner Existenz erfahren und die vom kunsthistorischen Museum etwa wissen, daß es das Gegenteil vom naturhistorischen Museum ist und von diesem durch das Mariatheresiendenkmal, gleichfalls eine Sehenswürdigkeit, getrennt. Als uns allen die Mona Lisa gestohlen war, war der Schmerz grenzenlos wie die Liebe kulturverbundener Völker, die sich bald darauf mit Stacheldraht vorsehen mußte. Nun da wir in der Frage des Jagdteppichs den kulturellen Besitz zugleich als nationalen verteidigen müssen, schwillt die Melodie des Lebensleids zum Trauerchoral.«

Aber zum Beweise der Unentbehrlichkeit der Gobelins für das Dasein genügt den Journalisten keineswegs ihr eigenes unwiderstehliches Verlangen, sie bei der Hand zu haben. Nein, sie berufen sich auch auf die »breiten Massen«, deren Kulturhunger unersättlich ist und denen mit dem Umtausch von Kunstwerken gegen Viktualien ein schlechter Dienst erwiesen würde. Dagegen läßt sich nun mit keinem andern Argument aufkommen als mit einer Probe, ob die breiten Massen — und damit es in einem geht, auch die Rektoren beider Universitäten sowie auch die Verfasser der Leitartikel — etwa zwischen einem echten Velasquez und einer Kopie nach Ameseder unterscheiden könnten und ob sie einem schönen Porträt von Adams nicht den Vorzug geben würden vor einem häßlichen von van Gogh. Die Zeitung, die einmal von dem »wunderbaren Rubens'schen Gastmahl von Lionardo« gesprochen hat — ich verbürge mich dafür, daß sie gegebenenfalls nicht zögern würde, die Verpfändung dieses Kunstwerkes für Lebensmittel zu beklagen. Doch von den breiten Massen — von jenen, unter denen reichlich viel Kulturvertreter Platz haben —

1 Heft 519 »Brot und Lüge«

»wage ich die Behauptung, daß sie vor Nedomanskys Auslage schon Verzückungen erlebt haben, die ihnen alle Originale der Renaissance nicht bieten könnten, und ich wollte nur einem einzigen Protest zustimmen, nämlich dagegen, daß das Kunstgefühl einer Stadt, die seit Jahrzehnten die Verkörperung der Drau und der San an der Albrechtsrampe ohne vandalische Gelüste erträgt und ohne wenigstens jetzt die Abtretung dieser Sehenswürdigkeiten an die Sukzessionsstaaten zu verlangen; daß ein publizistisches Gewissen, welches sich kürzlich über die Verunzierung dieser Kunststätte durch Plakate aufgehalten hat, sich mit Sorgen wegen kultureller Gefahren abgibt!«¹

Aber nicht daß die ausgesuchte Inkompetenz sich der Einmischung in Angelegenheiten des Fachs erdreistet, ist das Empörende, und es muß als ein durch jahrzehntelange tägliche Gewöhnung gemildertes Übel schließlich zu ertragen sein. Nein, die Abscheulichkeit des Falles liegt in der Aktualität, in der Möglichkeit einer außen und innen entleerten Zeit, vor ihrem Hunger weniger Ehrfurcht zu haben als vor ihren Phrasen und Ornamenten. Alles sollen sie uns nehmen, unser Geld, unsere Nahrung, alles, nur unsere Kunst sollen sie uns lassen! Hat jemals in einem Maul, das auf keinen Bissen verzichten würde, eine schamlosere Lüge Platz gefunden? Nicht daß die Unberufenheit in Dingen der Kunst sich lästig macht, ist da bemerkenswert, sondern daß die Unverantwortlichkeit in Dingen der Moral sich erfrecht, das künstlerische Gewissen vorzustellen. Es hat sich nie gegen die Zerstörung künstlerischer Schätze durch den Krieg ereifert, aber es möchte verhindern, daß sie zur Rettung des Menschenlebens aus den Kriegstrümmern den Besitzer wechseln. Daß sie der Kriegführung zum Opfer fielen, schrieb ich,

»das hat das künstlerische Gewissen durch Jahre getragen, ohne zu zucken und ohne zu protestieren, hat die strategischen Rücksichten als Fatum oder Wohltat der Vorsehung schweigend oder beifällig hingenommen, und nur der Feind war der Heuchler, der den Offensiven auf Kulturwerte widerstrebte, und der Künstler der Schützer der militärischen Notwendigkeit. Fürs Vaterland war der Mensch über das Werk gestellt und das Leben eines deutschen Soldaten eine französische Kathedrale wert, die eo ipso nur ein Stützpunkt war. Für die Zwecke des Todes ward selbst das Leben geachtet. Gegen die Notwendigkeit, die der Krieg hinterläßt und die nur ein wehrloser Staat zu betreuen hat, schützt das künstlerische Gewissen seinen Besitzstand«.

Und hat die vollendete Ruchlosigkeit, mit einem Maul, in dem so viel Fraß Platz hat wie Lüge, jenen, die hungern, den Bibeltröst zuzurufen: »Der Mensch lebt nicht vom Brote allein!« Nun, wir wollen es hoffen, daß der Kulturhunger der breiten Massen an einem dunklen Tage stärker sein wird als selbst das Bedürfnis nach Kälteschutz und sie davon abhalten wird, Gobelins, die nicht in Nahrung umgesetzt werden konnten, kurzer Hand in Kleidung zu verwandeln. Wir wollen aber dafür auch hoffen, daß sie den frechsten Sohn, der je dem Hunger geantwortet hat, unerträglicher finden werden als selbst den Hunger und daß sie nicht in den Museen und Instituten Nachschau halten werden, wo ja nur die Pinsel zu finden sind, sondern in den Redaktionen, wo die Rädelsführer der idealen Forderung sitzen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebe — um ihnen einmal radikal die Gelegenheit zu nehmen, nebst dem Brot, das sie haben, noch von der Lüge zu leben, durch die sie es den andern stehlen!

1 Zitat gleiche Quelle

Grillparzer—Feier

Die unabänderlich falsche Maßverteilung, mit der sich das Urteil der Welt und Nachwelt, jenes vom Journalismus, dieses von der Literaturgeschichte beirrt, an den geistigen Werten vergreift, zeigt sich an kaum einem Beispiel so sinnfällig wie an dem des Klassikers Grillparzer, der vornehmlich aus dem Bedürfnis Österreichs nach einem Klassiker entstanden und dessen Ruhmzuweisung in der kindischen Befriedigung über den »dritten nach Goethe und Schiller« beschlossen erscheint. Ist selbst die Position des zweiten schon etwas fragwürdig geworden, so wird sich dieses Österreich doch nie die Ehre nehmen lassen, über alle Geister hinweg, die einen weit höheren dichterischen Rang einnehmen als jener und gar der dritte, den unmittelbaren Anschluß an ein Deutschland durchzuführen, dessen Dioskurenbedürfnis sich in solch unleidlicher Kuppelung manifestiert. Und so problematisch etwa die Erscheinung Hebbels sein mag, so bietet sie doch — nebst aller nicht kunstgelösten Problematik — wenigstens ein Problem gegenüber der papiernen Ebenheit der Welt Grillparzers, den die Literarhistoriker in die Nähe jenes rücken, um ihn von Halm, dem Verwandten seiner Blutleere, abzusondern. Keines der Grillparzerdramen, so außerordentlich sie zur Unterlage einer hohen Schauspielkunst taugen mochten — wie eben ein dünner Text der vollen Melodie dient und der volle ihrer nicht bedarf —, wäre imstande, einer lesenden Nachwelt die Überzeugung beizubringen, daß der Versuch, den Himmel Griechenlands über dem Wienerwald zu wölben, geglückt sei. Sein Epigramm ist Einfall ohne Durchbruch; seine Lyrik kommt, da Gedanken von mäßigem Eigenwuchs in einer überkommenen, wenngleich gut gehaltenen Sprache die äußere Gewandung finden, überhaupt nicht in Betracht. Überall die mittlere Kultur eines vorhandenen, unerschaffenen Ausdrucks und dennoch, vielleicht eben darum, der österreichische Klassiker. Die Literarhistoriker, die berufsmäßig von Kunst weniger wissen als der naivste Leser, mögen es weitergeben und die psychologischen Schwätzer wie jener Bahr mögen, wenn sie dazu noch an dem Begriff Österreich laborieren, aus der Übereinstimmung des persönlichen und des ethnischen Wesens zugleich Ehre für das Land und für seinen Dichter aufheben — die mäßige Höhe, in der man vom Kahlenberg sich jenes besieht, dürfte auch diesem ein für allemal den Rang bestimmen, und abgesehen von einem mageren Bedürfnis, das, auf Stoff und Gesinnung beschränkt, selbst heute noch an Radetzky—Verklärungen sich befriedigt und in all seinen christlich—deutschen Belangen auch mit einem Taferlklassiker vorlieb nehmen würde, setzt sich sein Wirken in keiner lebendigen Wirkung fort. Wie sollte dies auch der Gestaltung einer Welt gelingen, in der bei aller Vornehmheit, Würde und Feinheit der formalen Bildung doch ein vor allen Gewalten des Lebens und des Staates unterdrückendes Gemüt seine Benediktion findet, wo »des Innern stiller Frieden« irgendwo am Horizont von dem »Streich«, den der Feldherr »führen« möge, drapiert wird und wo selbst der Traum von des Lebens bunten Abenteuern nur als der Umweg zu der bleibenden Erkenntnis sichtbar wird, daß der Österreicher im Ausland nichts zu suchen habe. Eine Literaturkritik, die die Kraft nach dem Stoff und das Wesen nach der Form wertet, wird füglich Raimund, der der echtere Dichter war, um der volkstümlicheren Färbung willen hinter den Bildungsdichter stellen und ahnt

vollends nicht, daß Nestroy, an dessen Gebiet außen weder des Meeres noch der Liebe Wellen anschlagen, in jeder Zeile mehr Lyriker, Dramatiker und Epigrammatiker war als der ganze Grillparzer.

Und für die welt— und landesübliche Vermessung des Nachruhms, bei der ein aufgehäufter Bestand falscher Vorstellungen so leicht von einer sichtbaren Wirklichkeit zu enttäuschen ist, könnte nichts blamabler sein als die Enthüllung des Grillparzer—Nachlasses, auf den sich eine fünfzigjährige Erwartung¹ konzentriert hatte, um das große Geheimnis eines mit jenem »Sei's!« beruhigten Menschentums zu empfangen. Eine grundlose Absage an dieses den Geist bedrückende und erweichende Österreich, die den Lebensverzicht erklären konnte, und wäre sie nur in dem Einfall des einen volkstümlichsten Satzes enthalten, den der Schusterbub sich denkt, wenn ihn der Meister mißhandelt, aber hinterdrein dem andern Schusterbuben zuruft, hätte die Erwartung gelohnt und noch im bündigsten Ausdruck etwas wie Ehrfurcht vor dem Opfer eines Vaterlandes erzwungen, dem, just wenn es zu eigener Ehre mit posthumen Lorbeern herausrückt, das Opfer selbst die letzte Wahrheit nicht versagt. In banger Spannung, sie zu hören, mag die Kommission für Nachruhm das Paket entsiegelt haben. Aber es fanden sich nur einige Verse an ein sinnbildlich gemeintes Fischlein, eine Plauderei über das Leben und Treiben des »Bühnenvölkchens«, dem der Dichter, wie der erschütterte Literarhistoriker berichtet, das vernichtende Hohnwort des »Zigeunerbluts« nicht erspart hat, ein Rezept gegen Zahnschmerzen und nebst anderen Unbeträglichkeiten, die überdies schon gedruckt sind, eine Tagebuchnotiz darüber, daß der Dichter in jener Nacht, da seine Freundin erkrankt war, »an den Stufen des Theseustempels niedersank«, während in Wahrheit selbst dieser griechische Zug sich auf die Tatsache reduziert, daß er »gestern im Volksgarten auf einer Bank des Theseustempels« gesessen sei und den Blitzen zugesehen habe, und der Ausruf »Weh, weh, daß ich geboren!« nicht, wie man nach den Versicherungen der Nachlaßeröffner glauben mußte, an Ort und Stelle in jener Nacht getan, sondern im Tagebuch verzeichnet wurde. Das Gefühl dahinter ist echt und ehrwürdig; aber die falsche Bedeutsamkeit, mit der sich die Nachlaßlauerer hier entschädigt haben, gewiß bezeichnend für das ganze Mißverhältnis zwischen dem Grillparzerschen Werk und dem Format eines Nachruhms, der selbst durch den heutigen Mangel an Erscheinungen, die an seine vereinzelt Schönheiten hinanreichen würden, nicht gerechtfertigt wäre.

Herr Thomas Mann, knapp vor der Abreise von Wien, beeilt sich, auf solche Schönheiten hinzuweisen und er mag darin, bei aller Überschätzung des Gesamtwerks, ein richtiges Urteil bewahren. Vor allem aber kam der Unterschied zwischen einer Lebenswürde, die alle Öffentlichkeit mied, und der Dienstfertigkeit der heutigen Klassiker, der Zeitung in jeder Situation zu dienen, lebendig zur Anschauung. Es muß schon als ein Zeitdokument besonderer Art festgehalten werden, wie einer da dem Wunsch der Neuen Freien Presse, geschwind noch vor Abgang des Zugs seine Pietät zu verrichten, entsprochen hat:

HULDIGUNG FÜR GRILLPARZER

1 Grillparzer † 1872

Man erlaubt mir, ihn zu feiern. Wie könnte ich da, unter welchen Umständen immer, mir erlauben, mein Wort zu verweigern? Die fremde Feder kratzt, mit der ich seinen wunderlichen, seinen teuren Namen himmalte, winterlich dunkelt das Hotelzimmer, die Zeit drängt, die Abreise ist nahe, und ich bin müde vom Trubel der Welt. Was ist da zu leisten? Nicht das, was eines Tages zu leisten mir vergönnt sein möchte: Mein Aufsatz über ihn, breit, langsam, genau und tiefdringend nach letzter Kraft, von welchem ich wohl weiß, daß er zu meinem Pensum gehört. Heute kann nur das Wenigste, das Dringlichste mit eiligem Nachdruck gesehen, — nichts weiter als ein persönlichstes, überstürzt vorgebrachtes und kaum erklärtes Bekenntnis der Liebe, der Sympathie, — dies zweite Wort als eine Steigerung, Vertiefung des ersten verstanden ... Dürftiges kleines Loblied, steige auf!

Der Nachdruck war so eilig, daß der Druck gar nicht nachkam und das Dringlichste nicht »geschehen«, sondern »gesehen« war. Viel ist freilich nicht gesehen worden, wenn es etwa heißt:

Welche rührend peinliche Intensität in der Figur der Barbarin Medea mit ihrem »Jason, ich weiß ein Lied!« — — Und wie extrem original, welch eine hohe Sonderbarkeit, dies Lustspiel, genannt »Weh dem, der lügt«!

Und hier muß der Dichter schon auf die Uhr sehen und wendet deshalb die kurze Zeit, die er noch zur Huldigung für Grillparzer hat, auf das folgende:

Entsetzlich, schon ist beinahe mit dem Finden nur dieser zwei armen Worte die mir gegebene Zeit verbraucht — und Zeit eben, viel Gotteszeit, eine lange Reihe getreuer Vormittage wäre nötig, das Schickliche zu sagen. Es bleibt nichts übrig, als mich hastig noch an ein paar beglückende Momente in seinem Werk zu erinnern, meine Leser daran zu erinnern: — —

Das kommt davon, wenn einer der geruhigsten Romanschriftsteller, die wir haben, in den Trubel der Welt hineinkommt und zwischen die Puffer von Eisenbahn und Presse gerät.

Da teilt sich unser Wildgans doch besser ein; er läßt sich Zeit, dafür wirds aber auch etwas. Die fremde Feder, die er führt, kratzt nicht, sondern es geht wie geschmiert. Der Erbe Grillparzers weiß auch im griechischen Goethe Bescheid:

Gewillte ihr, zu lauschen und zu schauen

oder

So sahen's jüngst noch Nachgeborene wir

oder

Du Land, wo Menschen wohnen, freundliche!

Rein, als ob Iphigenie und nicht Infanterie von ihm wäre. Von reizvoller Eigenwüchsigkeit sind dagegen die Zeilen:

Wie man in Wien, der Stadt in Österreich,
Den Dichter ehrt, den Sohn des Vaterlands.

Worauf es passend übergeht:

*Fürwahr den Dichter! Keinen größeren
Gebar dies Volk! — Jedoch davon zu sprechen,
Wär' Überfluß! Zumal auf diesen Brettern — —*

Sehr kraftvoll ist auch:

Und dann, ihr Männer, Frauen, Freunde all:
Daß er ein Dichter war, *dies müssen wir*
Teilen mit den Gebildeten der Welt.

Doch daß er *da*, in unsrer Vaterstadt, geboren ward, also
Dies bringt ihn näher uns als Dichter
Und wär' er noch so groß — —

Gemeint ist aber nicht, daß es ihn als Dichter uns näherbringt, sondern ihn näher uns als einen Dichter bringt, welche Ergänzung durch den unbestimmten Artikel den Vers gerade vollgemacht hätte. Aber, sagt Wildgans, früher war dieses Vaterland viel größer als jetzt, indem »nördlich wogend Ackergold« (gemeint ist: im Norden wogendes) »die Grenzen überfloß« (was es ja aber jetzt noch tut, nur mehr südlich), »die Sprache schuf« (welche der beiden?) »und blau der Strom beredtes Spiegelbild des deutschen Kernlands gegen Aufgang trug« (was er doch gewiß noch jetzt tut, wobei der Strom aber, wenn man ihn fragte, schlichter sagen würde: gegen Osten). Dieses Land, sagt Wildgans, wir liebten es »und opferten ihm Blut« (zuweilen auch nur Kriegslyrik), »doch angenommen ward das Opfer nicht« (von wem hätte es angenommen werden sollen, da doch die Majorität der Bewohner Blut nur opfer- te, um dieses Vaterland loszuwerden?). »Da steh'n wir nun im abgebrannten Haus« (und geben, nachdem wir den Brand gelegt und dann den Hinterbliebenen zugerufen haben: Alles gerettet!, nun der Feuerwehr die Schuld). Aber Herr Wildgans findet in Schutt und Asche kostbare Bilder: denn erstens ist »besät von Perlen die Brandstatt« (was gewiß keine Anspielung darauf ist, daß auf der »Brandstätte« die Juwelenhändler ihr Klublokal haben sollen) und dann tragen die Geister, die sich empor aus Aschenwust erheben, »ihrer Gaben Fruchtgeschmeide wie leuchtende Monstranzen vor sich her«. Wie sie das machen, die Geister, wie das aussieht und woraus es ist, können wir zwar nicht entnehmen, aber deutlich gewahren wir, daß »unter ihnen, ragend wie der Turm, der elfenbeinerne, ein gütiger Greis, die Stirn umspielt vom Silber, das einst blond« (was sehr selten ist), »das blaue Auge, ernst und schalkhaft doch, und lächelnd so wie Kindern, die verzagt«, sich befindet und, die Arme nach uns ausspannend, »weist er im Kreis umher auf Berge, Strom und Land«. Dieses ist, man wird es schon erraten haben, Grillparzer, der verschüttet war.

Da fallen Schuppen uns von Augen und dazu ist nur zu bemerken, daß die Redensart, auch als dichterisches Element verwendet, auf das vergleichende »wie« oder auf den bestimmten Artikel (namentlich vor den Augen) nicht verzichten kann, also entweder lauten muß: »fallen uns die Schuppen von den Augen« oder »fällt es uns wie Schuppen von den Augen«, weil es einem sonst wie Schuppen von den Augen fällt und man wirkliche Abschilfrungen [?] sieht, was einfach schrecklich ist. Herr Wildgans aber will doch nur sagen, daß wir sehend werden und die Heimat wieder- schauen,

Die Heimat! O, nicht mehr als ein Gebiet
Der Macht! Denn wir sind klein geworden, schwach
Im Rat der Völker!

Er meint, sie sei kein Gebiet der Macht mehr. Der Vers jedoch meint,— da »mehr« in der Hebung ist —, sie sei *nur* ein Gebiet der Macht; was sie doch gerade nicht mehr ist. Vielmehr ist sie:

Dies Kleinod Gottes, dieses Paradies
An Schönheit!

Was gar keinen Sinn hat, da doch schon das Paradies als solches den Begriff der Schönheit erfüllt. Immerhin, die Menschen freuen sich »nicht mehr am

Tand der Macht« (der die Kriegsdichter ehemals begeistert hat), »nein, an des Geistes heiligen Sakramenten«, deren höchster Priester eben Grillparzer ist, und dementsprechend wird auch Österreich am jüngsten Tag sich richten können, wenn es nur »mit jenem Besten lächelnd an der Hand« ruhig vor die Schranken tritt, denn um des Einen willen wird ihm viel verziehen werden und da wird eh schon »nicht zählen, was die Macht vollbracht, die blutige des Schwerts«, wiewohl Werke wie »Vae victis!, ein Weihelied den verbündeten Heeren«, »Freiwillige, ein Gedicht aus den Tagen der Mobilisierung« und »Infanterie, ein Gedicht, gewidmet dem Volke in Waffen« doch unstreitig auch einen gewissen Eindruck zugunsten Österreichs machen müßten. Wenn man nun bedenkt, daß für diesen Prolog die Stadt Wien, die die Grillparzer—Feier im Burgtheater veranstaltete — wozu sie nur das geistige Wien, aber respektvoller Weise nicht auch mich einlud —, daß sie also dafür ein Honorar gezahlt hat, so wird man gewiß begreiflich finden, daß ich immer viel mehr dafür bin, daß man den Dreck, den wir schon haben, wegräumt als daß man das Geld ausgibt, um einen anzuschaffen.

*

Einem schönen Schrecken hat das geistige Wien durchgemacht, als es gewahr wurde, daß eine andere Bühne am Gedenktag nicht Grillparzer, sondern Wedekind gespielt hat.

»Lulus Glück und Ende« am Grillparzer—Abend — so hat das Deutsche Volkstheater dem Namen Grillparzers Reverenz erwiesen. Diese Tatsache verdient vermerkt, sie verdient unserer Theatergeschichte einverleibt zu werden.

In der Theatergeschichte aber, in der der »Erdgeist« eine weit bedeutungsvollere Tatsache bilden müßte als des Meeres sowohl wie der Liebe Wellen, sollte bloß mit Bedauern vermerkt sein, daß die Mißhandlung Grillparzers durch die zeitgenössische Theaterwelt ein nicht genug abschreckendes Beispiel war, um einem Späteren ein ähnliches Schicksal zu ersparen, so daß er ihr leider ein künstlerisches Opfer gebracht und sich zu der gewaltsamen Zusammenziehung der Lulu—Tragödie entschlossen hat.

*

Keiner, der einen Festartikel zu Grillparzers fünfzigstem Todestag geschrieben hat, war imstande, uns seine Beziehung zu unserer Zeit greifbar zu machen, mit der einzigen Ausnahme des 'Abend':

Grillparzer

Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings beseh'n,
So wirst du, was ich schrieb, und was ich bin, versteh'n.

Grillparzer

Wer verstehen will, warum wir wurden wie wir sind; warum uns die bitterste Not noch immer nicht hart genug zur Selbsthilfe gehämmert hat; warum wir noch immer warten und erwarten, daß andere uns helfen; warum wir uns Kindermärchen von fremden Krediten erzählen lassen und die Märchenerzähler als Staatsmänner gelten; wer die Ursache des deutschösterreichischen Schicksals, erfassen will: der lese die nachstehenden Verse, eine Auslese aus Hunderten von gleicher Tiefe des Verstehens und gleichem In-

grimm des Zorns, von ebenso heißer Liebe zur Freiheit und brennendem Haß gegen ihre Unterdrücker; und halte sich dann vor Augen, daß der diese Blitzstrahlen geschrieben hatte, der tiefste Geist Österreichs, sie in sein Pult versperrte und als k. k. Hofrat i. P. vierunddreißig Jahre lang in seinem Lehnstuhl im vierten Stock in der Spiegelgasse saß und schmollend geschehen ließ, was geschah.

Einem Bürokraten,
der mich mit seinem Beispiel zur Geduld ermahnte.

Geduldig waren Sie in Aussicht künft'ger Ehren?
Dagegen fällt mir gar kein Zweifel ein;
Wenn Sie nicht jung ein Lamm gewesen wären,
Wie könnten Sie ein Schöps im Alter sein?

Zum Schweigen fühlt der Mensch sich oft gestimmt.
Durch mannigfach erwägende Betrachtung,
Doch was die Lust zur Antwort gänzlich nimmt,
Ist tiefgefühlte, herzliche Verachtung.

Das erste ganz nett, das zweite ganz leer, hier und dort aber wenig Beziehung zu den fremden Krediten. Hierauf etwas zu einem »Spruch Goethes« und über »Krankenbesuche«: auch da nichts dergleichen. Dann etwas gut gemeintes, aber schlecht gereimtes:

Soll und Haben
Daß die Poesie Arbeit,
Ist leider eine Wahrheit,
Doch, daß die Arbeit Poesie,
Glaub' ich nun und nie.

Vielleicht aber hier:

Einem Kompositeur
Dein Quartett klang, als ob Einer,
Der da hackt in dumpfen Schlägen
Mit drei Weibern, welche sägen,
Eine Klafter Holz verkleiner'.

Hierauf das Lob eines Kompositeurs; dann wieder der Tadel eines solchen:

Man sagt, du verachtetest die Melodie,
Schon das Wort erfüllt dich mit Schauer;
So ging's auch dem Fuchs, dem enthaltsamen Vieh,
Der fand die Trauben sauer.

Auch in dieser Bemerkung gegen Wagner scheint der Jammer der Gegenwart kaum merklich angedeutet. Darin freilich einige zahme Xenien über Sprachenkampf und Nationalität, falsche Freiheit, Konkordat und dergleichen, aus denen aber jemand, der verstehen will, warum wir wurden wie wir sind, nicht mehr erfahren wird, als was er schon weiß. Alles in allem jedoch dürfte es sich so verhalten, daß einer eine Einleitung geschrieben hat und dann nichts dazu Passendes fand, es wäre denn das Epigramm:

Die Henne erhebt ein groß Geschrei
Bei jedem gelegten wirklichen Ei,
In Östreich aber lärmen die Schreier
Schon über ungelegte künftige Eier.

Oder vielmehr über schon gelegte, aber nicht wirkliche. Die Erwartung des Nachlasses ist enttäuscht worden. Aber der Versuch, sich dafür mit dem

gleichen feierlichen Pathos an dem vorhandenen Werk schadlos zu halten, konnte leider auch nicht gelingen. Es ist schon mit den meisten Dichtern so, daß die Worte, die man, um sie zu ehren, aufbietet, nur so lange eine Berechtigung haben, als man ihre eigenen nicht zitiert, wobei das kunstgerechte Prinzip, daß ein Werk nur in seinem Zusammenhang beglaubigt sei, gerade solchen zugute käme, auf die es keine Anwendung findet.

*

Nicht weil er gemeint hat, daß in Radetzky's Lager Österreich sei, und wiewohl mir seine Bedeutung als vaterländischer Dichter nicht zunächst im Dichterischen zu liegen scheint, möchte auch ich Grillparzer feiern, um einiger Strophen willen, die bedauerlicherweise bei der Feier der Concordia von Herrn Reimers nicht gesprochen worden sind.

Der Henker hole die Journale,
Sie sind das Brandmal unsrer neuen Welt,
Der ekle Abhub von dem Wissensmahle,
Der, für die Viehmast, in die Zuber fällt.

Sie sind die breitgedeckten, offenen Tische,
Wo Tor und Weiser sich als Nachbar schaut,
Und eines Schluckes aus dem Buntgemische
Hinabschlingt ganz, woran die Menschheit kaut.

In einer Stunde wirst du zum Gelehrten,
Nur freilich in der andern wieder dumm;
Denn von der richt'gen Ansicht zur verkehrten
Schwingt sich der Pendel immer wechselnd um.

Du brauchst nicht mehr zu wissen noch zu denken,
Ein Tagblatt denkt für dich nach deiner Wahl.
Die Weisheit statt zu kaufen steht zu schenken.
Zu kaufen brauchst du nichts als das Journal.

Nun erst die Köche dieser Sudelküche,
Der Täter gibt der Tat erst ihren Fluch,
Noch ärger als der Speisen Qualmgerüche
Steht der Verfert'ger selber im Geruch.

Schon in der Schule bildet sich die Rasse,
Es schreibt da, wer zu lernen nicht versteht,
Bis endlich eine dritte Fortgangsklasse
Sich als Beruf zeigt und als Musaget.

Die Reichspost und der Krieg

... Wir konnten jetzt lange genug dem Kriege ins düstere Auge blicken ... um über ihn jetzt schon ... *ein zutreffendes und gerechteres Urteil zu fällen*, als jene es vermochten, die uns, *ehe der Krieg da war, mit weltläufigen Schilderungen aller seiner Schrecknisse und Greuel* die Haare zu Berge sträuben und uns in Memmen verwandeln wollten ... *Wir haben uns mit den Forderungen, die Mars uns stellt, bereits abgefunden*, wir haben bisher seine Lasten tragen können und sind *fest entschlossen, sie willig weiter zu tragen bis zum gedeihlichen Ende*.

... wir wissen es auch und erkennen es bereits: *der Krieg hat auch seinen Segen*. Er ist ein *gar strenger Lehrmeister der Völker* ... einer, der nicht nur züchtigt, sondern auch *erzieht* ... Der Krieg ist auch ein *Spender von Wohltaten*, ein *Erwecker edelster menschlicher Tugenden*, ein *prometheischer Erringer von Licht und Klarheit*. Hat er nicht unsere Zeit, die in *Luxus und Wohlleben zu verkommen und verfaulen drohte, in ein wahres Heldenzeitalter verwandelt*? Erzählt er uns nicht Heldentaten unserer Brüder, Väter, Söhne in solcher Unzahl, wie sie *kein Homer* von angestaunten fernen Zeiten zu berichten weiß? Hat er uns nicht schon ... *herausgeführt auf ein verheißungsreiches Gefilde, wo Menschlichkeit, heldenhafte Nächstenliebe und Selbstaufopferung, demütige Disziplin und Unterordnung von Millionen unter die Autorität, grenzenlose Hingabe an das Gesamtwohl und Ergebung in einen höheren Willen in herrlichster Fülle und Zahl* aufsprießen!

Welch einen Schatz von Tugenden, die wir schon im Sumpfe des Materialismus und Egoismus unseres Zeitalters erstickt glaubten, *hat doch dieser Krieg schon gehoben!* Wir sehen *nicht nur die blutenden Wunden*, die er schlägt, wir sehen auch die vielen demutstillen Engel der Barmherzigkeit, die heilend und tröstend durch die Straßen des Schmerzes eilen. Und derselbe Krieg, dessen Ausbruch in vielen den *Glauben an die Menschheit* erschütterte, hat diesen Glauben *Tausenden und Abertausenden ... erst wieder gebracht* ...

So zeigt sich der Krieg der Menschheit nicht nur als »Massenmörder«, als Zerstörer und Brandstifter, sondern auch *als wahrer Lebensspender und Lichtbringer, als machtvoller Mahner, Wahrheitsverkünder und Erzieher* ...

Schrieb die Reichspost am 24. Oktober 1914.

Sodann:

Weil wir nicht in den traurigen Chorus jener einstimmen, die dem von Kriegsnot und *Kriegsrecht* heimgesuchten Volke das Herz mit *weiblichen Jammerreden* noch schwerer machen. Weil wir nicht immer im Elend, das jeder Krieg mit sich bringt und das ohnehin jeder selber spürt, *herumrühren*, die Schmerzen *breittreten*, die Tränen durch *publizistisches Krenschaben* künstlich vermehren mögen, sondern *lieber die Lichtseiten betonen*, die auch dem Kriege nicht fehlen, auf das *Gute und Zweckdienliche*, auf das *Tröstliche und Versöhnende* hinweisen ...

Und am 24. Januar 1922 brachte die Reichspost einen Artikel des Herrn Hussarek, in dem es heißt:

Einer Vision der Apokalypse gleich entfesselten die Sommertage des Jahres 1914 *jedwedes Böse und Widrige*, in fast allen Völkern der Erde, *lange verholener Haß, Raubgier, Mordlust, Habsucht*,

Eigendünkel und Verräterei brachen als Furien in den Weltfrieden, keine Sünde, die das Sittengesetz brandmarkt, stand zurück und den Reigen dieses Hexensabbats der höchsten Kultur der Weltgeschichte führte die Hoffart, welche Führer und Massen verblendete und jeder Untat die Glorie des Patriotismus, jedem Meinwerk den Ruhm nationalen Hochgefühls verlieh. Einem Taifun gleich, lösten die Leidenschaften alle Bande und Hemmungen der sittlichen Ordnung, Recht ward zu Unrecht, Unbill zum Gesetz, Missetat zum Heldentum. Alles, was feststand, geriet ins Wanken und ein in Wunden und im Blute zuckendes, vom Brande verzehrtes Chaos ward die Ackerflur der Menschheit.

Das ist ja eine Inhaltsangabe der »Letzten Tage der Menschheit«, mit Nachsicht der Szenen, in welchen die Reichspost auftritt! Allerdings könnte sie sagen, es stimme ganz und gar mit dem Bilde überein, das sie sich nach den Sommertagen des Jahres 1914 vom Kriege gemacht hat — mit dem Bilde »Die große Zeit« —, denn Herr Hussarek betone doch ausdrücklich, daß jene Apokalypse sich auf »fast« alle Völker der Erde bezieht, eben nicht auf alle, und selbstverständlich sei Österreich im unverminderten Besitz jeglichen Segens geblieben, den ein Krieg nur mit sich bringen kann, und des vollen Seelenaufschwungs, den die Reichspost prophezeit hat, teilhaftig geworden, wie sichs gehört. Dieses »fast« (schränkt es nicht die Menschheit ein wie alle Kriegsfolge? oder ist es der kategorische Imperativ aller Not?) — mag sein, daß Herr Hussarek seiner mehr jesuitischen Ausdeutung nicht widerstreben würde. Ihr Seelenheil wird die Reichspost damit nicht retten. Sie hat den toten Papst Benedikt als »Friedenspapst« verherrlicht und von einem Buch über den toten Lammasch gesagt, es sei geschrieben, »um der Nachwelt und ihrer Geschichtsschreibung das Bild eines österreichischen Mannes zu erhalten, dessen Persönlichkeit wie wenige andere strahlend aus der Vorzeit und dem Verlaufe des Weltkrieges sich heraushebt«. Kurz vor seinem Tode hat Lammasch, der sich den ganzen Krieg hindurch vergebens bemüht hatte, die Reichspost zu einer menschlicheren Haltung zu bewegen, die Äußerung getan, daß zu jenen Persönlichkeiten, die man nach Abschluß des Weltkrieges wie wenige andere aus dessen Verlauf herausheben müßte, der Herr Funder gehöre und zwar Schulter an Schulter mit Herrn Benedikt, dem andern Benedikt. Sollte die Reichspost noch ein einzigesmal den Versuch machen, den Namen Lammasch durch ihre Anerkennung zu entehren, so kann sie die Äußerung in einer so präzisen Form empfangen, daß selbst ihren dümmsten Lesern, die damals die Bestialität hingenommen haben wie jetzt die Humanität, Bedenken aufsteigen würden.

Inschriften

MISSVERGNÜGTE DER REPUBLIK

Die niedergebrannte Stätte ist leer
und im Rauch ist alles vergiftet.
Die Brandstifter sagen, die Feuerwehr,
sie habe den Schaden gestiftet.

KRIEGSWELT

Sie waren bei Laune, es ging ihnen gut,
nur unser Leben hatten sie über.
Tags waren sie schon betrunken von Blut
und gossen des Nachts noch Wein darüber.

Sie lebten und lachten in Saus und Braus
und konnten nicht über Langweile klagen.
Und gingen ihnen die Menschen aus,
so haben die Zeit sie totgeschlagen.

DIE ÖSTERREICHISCHE LAGE

Kein Grund zum Pessimismus und
er hat auch keinen Zweck.
Zwar ist es wahr, man geht zu Grund,
doch kommt man nicht vom Fleck.

ÖSTERREICH BEI DER MOLIÈRE—FEIER

Tout comprendre c'est tout pardonner,
Euer Gnaden wissen eh.
Und uns kann nix g'schehn.
Was bleibt einem übrig bei den Zeiten, den teuern
als betteln zu gehn
und nach Paris, um Molière zu feiern?

DER ZEIT IHRE KUNST

Wohl angepaßt ist ihrer Zeit
ihr ganzes Kunstgestalten;
sie sind schon von Natur bereit
und können ihr nichts vorenthalten.

Ihr Zeitgefühl ist nicht gering,
sie wissen, wann sie leben;

was jeder von der Zeit empfing,
will er getreu zurück ihr geben.

Der ganze Dreck erscheint auch mir
in dieser Zeit enthalten;
drum lasse ich mich nicht von ihr,
doch sie läßt sich von mir gestalten.

DER VIELSCHREIBER

Wie schrieb er so viel,
was mir nicht gefiel?
Er schrieb nicht, was ihm einfiel,
das war ja nicht viel,
doch er schrieb, was ihm einfiel,
das war viel und gefiel.
Ist im zwanglosen Stil
nur der Zufall im Spiel
und der Beifall das Ziel,
gibt es viel und nihil.

Dorfkirchl schaut zu

Der immer kreuzfidele, lebfrische und leicht anregbare Hermann Bahr, der sich für alles interessiert, was ihm nicht nahegeht, und zu allem eine Beziehung findet, wozu er keine hat, scheint es jetzt mit meiner »Sprachlehre« zu halten. Er, der von Lyrik wahrscheinlich weniger versteht als eine Kuh im Salzburgischen, die sich jedenfalls damit noch nicht blamiert hat, führt jetzt die Leserinnen des Neuen Wiener Journals in Sprachgeheimnisse ein, auf die sie schon immer neugierig waren. Er beklagt zwar, daß der Name eines Dichters, der zu seinen »stärksten Hoffnungen« gehört (die immer unsere schwersten Enttäuschungen waren), noch immer so wenig »umlauft« (was nicht so sehr die Form der dritten Person als der Name eines Geographieprofessors ist), daß »sogar der Setzer Stephan Großmanns« (und das will viel sagen) ihn nicht kannte, sondern sogar verdruckt hat. Aber er scheint halt doch mit der Sprachlehre zu halten. Und so versteht er zum Beispiel schon ganz gut, was es mit den Fremdwortverdeutschungen für eine Bewandnis hat:

Man versuche doch auch nur irgendeines der Worte dort wo es steht, durch ein deutsches Synonym (wie sagt man denn dafür deutsch? Ich weiß es nicht!) zu ersetzen, und sogleich stockt der ruhige große Fluß der Rede Stifters, sie verliert an Einfachheit und Stille, sie wird gespreizt!

Da hat ihm der Dichter, den er so hoch schätzt — offenbar auch ein Schüler meiner Sprachlehre, der nicht mit Unrecht Lernet heißt — einen Brief über die Sprache geschrieben, worin er von jenen Stillsten spricht, »bei denen der Stil in allem mit dem Inhalt mitgeht, im Satzbau, in den Vokalen, in

der sogenannten Stimmung«, und besonders auf den Helena—Akt hinweist, wie sich da »tatsächlich am Ende, durch die Gewalt des Wortes allein, die Burg in ein Arkadien verwandelt«. Er spricht da freilich auch recht primitiv davon, daß dies alles »schon in den gewählten Worten ausgedrückt« sei. Herr Bahr aber, ganz unter dem Eindruck meiner »Wortgestalt«, setzt hinzu:

Lernet hätte noch auch auf Stifter weisen können, der ganz dasselbe will mit seiner Maxime: *Gestalten* machen, nicht Worte!, und dem das im »Witiko« und im »frommen Spruch« durchaus gelang: hier benennt das Wort die Dinge nicht bloß, es erschafft sie.

Das mag mit meiner Hilfe schon richtig erkannt sein, aber Stifters Maxime scheint denn doch nicht ganz dasselbe und nicht so sehr die Forderung zu bedeuten, daß das Wort Gestalt sei, als eine Mahnung an Leute, die viel Worte machen, was freilich einen Sinn ergibt, dem gerade Herr Bahr gern ausbiegt. Wie er aber doch gut gelernt hat, zeigt er ein andermal in einer Bemerkung über Bismarck:

Er ist von Anbeginn einer von den großen deutschen Stilisten gewesen, die das Wort dem Volk noch in unverblaßt vieldeutiger Sinnlichkeit voll Figur aus dem Munde nehmen, *für die das Wort nicht bloß eine Verständigung ist, sondern sich sehen, hören und riechen läßt, deren Wort nicht bloß Kraft hat, sondern Kraft gibt.*

Daß Herr Bahr selbst nicht zu diesen gehört, beweist er durch den Schluß des ganz richtig gemeinten Satzes. Was da steht, würde bedeuten, daß auch das Wort, welches bloß eine Verkündigung ist, Kraft hat, aber sie bloß *hat*, während das Wort der andern Gattung sie auch *gibt*. Doch das meint er natürlich nicht, sondern das zweite »nicht bloß«, das fälschlich in der Fortsetzung des ersten steht, bezeichnet bloß ein besonderes Merkmal der schon dargestellten höheren Kategorie. Er wollte sagen: Bismarck ist einer von jenen Stilisten, für die das Wort nicht bloß eine Verständigung ist und deren Wort Kraft hat — das der andern hat keine — *und* nicht nur hat, sondern auch gibt. Oder: und eben darum auch gibt. Er hätte also sagen müssen: deren Wort Kraft hat und gibt (etwa auch: deren Wort Kraft nicht nur hat, sondern auch gibt; jedenfalls mit Vermeidung des zur Unterscheidung der Kategorien dienenden »nicht bloß«). Er sollte mir immer seine Tagebücher zur Korrektur schicken, bevor er dem Lippowitz das Imprimatur erteilt. Natürlich vor allem jene Stellen, die sich auf die Sprachlehre beziehen. Die Aufzeichnungen über seine freudigen Erlebnisse, wie sich der Hofmannsthal oder der Poldi entwickelt, oder wie er bei den chassidischen Juden »einen starken Nachklang von Barock« findet, brauchte er mir nicht zu schicken. Das lese ich gern, wenn es schon erschienen ist.

Und da hat er wieder was erlebt! Ein gewisser Loeser (nicht jener, der durch seine Verbindung mit Wolff sich um den deutschen Zigarrenhandel verdient gemacht und zugleich das Verlangen der Deutschen nach Dioskuren in einer Weise befriedigt hat, die seit Schiller und Goethe einzig dasteht), also ein Dialektschriftsteller, von dem Herr Bahr uns schon zum so und so vielen Male versichert, daß er eine »Theaterpratzen« hat, dieser Loeser will jetzt mit Hofmannsthals »Jedermann« »von Dorf zu Dorf ziehen«; damit nicht immer nur der Salzburger Fremdenverkehr etwas davon habe, um dessen Hebung Herr Reinhardt und der Erzbischof bemüht sind, für den aber Herr Bahr doch schon allein sorgt, sei es, daß er sich auf nackten Knien im Gebet versunken zeigt, sei es, daß diese Knie schon an und für sich eine Sehenswürdigkeit sind und Jedermann dieses Kostümstück gesehen haben möchte. Herr Loeser also will mit dem »Jedermann« »bis über den Brenner hinab ziehen«. Da kann sich denn Bahr nicht enthalten und ruft: »Ich könnte, wenn ich nur ein bißchen

mehr Talent dazu hätte, neidisch werden. Zu Bauern sprechen, auf Bauern wirken dürfen, auf echtes, rein empfindendes, noch durch keinerlei 'Bildung' entmenschetes Volk!« Das stellt sich der Dichter des »Tschaperl« etwas zu naiv vor. Seine Lustspiele wären wenig geeignet, bei einem solchen Publikum durchzudringen, wiewohl es im regen Verkehr mit Schleichhändlern seine ursprüngliche reine Empfindung schon ein wenig eingebüßt hat und freilich durch keinerlei Bildung, allein immerhin durch Einstellung auf Lire bereits etwas entmenschet ist. Aber rede einer mit solchem Schwärmer. Er kann sich gar nicht genug tun im Ausmalen des Idylls. »In Scheunen, auf offenem Markt, am Gatter zum Kirchhof!« Und wie hat sich dieser Hofmannsthal seit jenen Zeiten, da er einem »Theater vor einer Taxusmauer« geträumt hat, »für kokette Frauen und violette Monsignori« — ich erinnere mich, in jenen schlechten Versen zum »Anatol« —, entwickelt! Jetzt werden ihm Dirnen im steifen Kopftuch lauschen, *vielleicht gar* eine Alte mit der Goldhaube noch« — Jessas, die Freud! —, »Burschen mit nackten Knien« — unter denen man einen alten Schriftsteller aus dem Salzburgischen bemerken wird —, »gedrängt vor den roten Pelargonien in niedrigen Fenstern, *Dorfkirchl schaut zu*«. — pardon, hier muß ich mich unter—, denn ich kann mich nicht ent—, mich zu erbrechen; wirklich: *Dorfkirchl*, ganz ohne Artikel, weder bestimmten noch unbestimmten, sondern *Dorfkirchl* schlechtweg. *Dorfkirchl* an und für sich! —, »sinnend horcht der Kaplan« — natürlich nicht jener, der in dortiger Gegend wegen Einbruchsdiebstahls und Kinderschändung verurteilt wurde, wiewohl das jedermann passieren kann —, »Hofhund sonnt sich« — das ist der einzige in der Gesellschaft, vor dem ich so viel Achtung habe, daß er meinetwegen auch ohne den Artikelmaulkorb zuschauen darf, und er wird sicher finden, daß die Darbietung unter ihm ist —, »*da kann einer mitten drin auf einmal das Lachen nicht mehr halten*« — bitte, das war ich —, »*weil das Schweindl so quiekt, das nebenan beim Fleischer abgestochen wird.*« Ah so; nein, das war ich doch nicht, da kann nur ein österreichischer Bauer lachen und da kann nur ein österreichischer Schriftsteller entzückt sein und nur der kann anschließen, unmittelbar an das Lachen über das Quieken des abgestochenen Schweindls:

Welch ein Weg! Aber ein ganz gerader! Eigentlich ja nur ein Schritt, ein einziger Schritt: vom Rokoko, mit dem er tändelnd begann, *in den gewaltigen Lebensernst des Barock zurück!*

Und da wären wir also glücklich beim Barock angelangt, dessen Erfindung vermaledeit sei um dieser unabwendbaren Sonntagsplage willen. Und weil das Sterben des Jedermann nicht mehr nur vor ausgewurzten Fremden, sondern auch vor abgestochenen Schweinen und solchen, die abstechen, dargestellt werden wird, weil ein Theaterhandel mit dem Herrgott auch auf die Schmierer übergreifen soll, so kann jener verkünden, Hofmannsthal »wage sich jetzt auf die Höhe hinaus, wo Kunst selber wieder Natur wird«. Und darf einen guten Teil der Ehre befriedigt einstreichen:

Ich bin vor dreißig Jahren als Verkünder d'Annunzios, Maeterlincks und Hofmannsthals gehörig ausgelacht worden. Jetzt ist's an mir, beglückt zu lachen! ...

Da hat einer nicht mittendrin, sondern zuletzt gelacht. Und der war ich! Und hätte ich vollends Gelegenheit, bei diesem höchsten Theater zwischen den Burschen mit nackerten Knien dabeizusein — es wäre der letzte Theatergenuß, den ich mir vergönnen wollte —, so würde sich mir bestätigen, daß zwar *Dorfkirchl* zuschaut, wirklich jedem Literaturschwindel mit Gott und Natur zuschaut, aber nicht ich! Und — seien wir einmal ehrlich — auch nicht der Hermann Bahr. Weil ja doch *Dorfkirchl* auf ihn eine noch größere Attraktion

ausübt und er sich davongeschlichen hat, um sich — wiewohl Schweindl quiekt — schon für den nächsten Sonntag zu sammeln.

Vom Straßendreck

Gewiß sind die Schmucknotizler der bürgerlichen Presse ein größeres Übel als der Straßendreck, über den sie sich freuen, um ihn beklagen zu können, und niemand fühlt mehr als ich die Misere dieses kargen Hohns, der wie ein Scherflein zur Ironie der Lokalgeschichte anmutet und den ich wegen seiner vorwiegenden Befassung mit dem Sperrgeld und wegen dessen Verschmückung zum »Obolus« den Obolushumor nennen möchte. (Der ätzenden Humorlosigkeit dieses st—g, die gar nicht mehr der anziehenden Chiffre bedarf, um in ihrer Individualität erkannt zu werden, ließen sich Bände abgewinnen, geschweige die Ballzeitung eines Konzipientenkränzchens.) Man kann sicher sein, daß solch ein Schalk, der also statt Sperrsechserl Obolus sagt, den Hausmeister Zerberus nennt und von einem Eisenbahnfahrplan pünktlich als von den sibyllinischen Büchern der Staatsbahnverwaltung sprechen wird, aus jenem bloß hier zuständigen Geist heraus, der einen Zahlkellner »Sie, Herr Finanzminister!« anspricht und den Ehemann prinzipiell als den »Göttergatten«, beziehungsweise die Ehefrau als die »Göttergattin« bezeichnet —, daß also der Schalk, wenn schon die Wirklichkeit der Straßenverhältnisse widerwärtig genug ist, schäkern wird, man habe »nur mit einem Schwimmgürtel« ausgehen können. Auch ist gewiß nicht zu verkennen, daß diese Sorte von lieben Schnecken, die gern nach Regenwetter hervorkriecht, den Mangel an Witz durch das Behagen ersetzen wird, den »Gemeindegewaltigen«, wie sie in solchen Fällen sagt, aus politischen Gründen den Straßendreck auszuwischen. Dies alles kann aber nichts daran ändern, daß er vorhanden ist, und mag auch die Sorte, die in einer politischen Vorzeit zu derartigen Übeln gekuscht hat, zu allerletzt berechtigt sein, in der Nachkriegszeit, wo die Schwierigkeiten seiner Beseitigung gewiß weit größer sind, ihn zu bemerken. Aber zu leugnen, daß er vorhanden ist — und aus ganz verständlichen Gründen in viel höherem Maße als ehemals —, oder die Katastrophe nach demselben Maß der politischen Betrachtung für unerheblich zu halten, nach dem sie die andern unerträglich finden, macht sie keineswegs erträglicher. Was im vorjährigen Winter und in diesem durch eine ganze Reihe von Tagen auf dem winzigen Weg, auf dem ich die Wiener Hölle durchmesse, zu erleben war, für einen, der gewiß nicht in dem Verdacht steht, »das Tauwetter und seine Folgen für sozialdemokratische Einrichtungen zu halten«, der sie aber seit jeher für eine wienerische Einrichtung gehalten hat (der schon im »Biberpelz« die Anschauung vertrat, daß hierorts »die Schneeschaufler nichts zu tun bekommen, weil die Kommune die Konkurrenz des Tauwetters begünstigt«, und der die Motive, daß es »von unten regnet«, »draußen wie Eiskaffee liegt, aller Brei, der je zwischen den Pflastersteinen versickert ist, hervorzuquellen scheint und wie ich es schon im Hals spüre, daß ich nasse Füße habe«, in seinen Traum vom Wiener Leben aufgenommen hat) — was in jenen Tagen zu erleben war, das war früher nie zu erleben. Es ist durchaus nicht unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß sich trotz aller politischen Änderung das Wienerische in diesen Belangen erhalten mag, die Anpassung an ein klimatisches Fatum, das keinen Erdenwinkel, so allen Windrichtungen ausgesetzt hat, an einen gemütlichen

genius loci, der »selbst das Wetter im Dialekt sprechen« läßt; und daß sich eben die Mittel und Instrumente zur Ankämpfung gegen Hang und Schicksal verschlechtert und verteuert haben. Man könnte sogar einräumen, daß eine Verwaltung, die diesen in Wahrheit bodenlosen Zustand planvoll belassen würde und die allen Plagen einer ungebildeten Witterung preisgegebene Menschheit bewußt auch deren Gnade empfehlen und, statt so viele Millionen auszugeben, auf die Sonne warten wollte, eine gewisse Raison bewiese. Zum Charakter Wiens als der bekanntlich schönsten Stadt der Welt gehört unbedingt auch der Kot im Winter wie der Staub im Sommer, ganz so wie zu einem Bahnkassenschalter in Österreich oder in einem der Sukzessionsstaaten, kurz überall dort, wo einmal Österreich war und wo das österreichische Antlitz wie eh und je auftaucht, die Zug—Luft gehört, deren Berechtigung man nicht anders als aus einer mystischen Wortverbindung mit dem Bahnmilieu ableiten kann. Es sind eben Dinge, denen wir wie allem, was mit dem Genius zusammenhängt, rationalistisch nicht beizukommen vermögen. Es ist so, weil es so ist, und es wird nie anders sein. Aber in Abrede stellen, daß es so ist, und daß es nie so arg war, wo dies doch schon alle Erkenntnis der Kriegsfolge bejaht, ist unmöglich und wenn man nicht, weil man an Naturdingen nicht menschlich stümpfern, vielmehr sie der Natur überlassen soll, die Straßenreinigung durch Sonnenstrahlen als die billigste und rationellste anerkennt, sondern den Kampf gegen die Elemente aufnehmen will, so bleibt eben wirklich nichts übrig als mehr Geld zu opfern, an keinen Bildungs—, Kultur— und sonstigen Zweck mehr zu wenden als an diesen einen, um das Ende einer Tortur zu beschleunigen, als die Schneeschaufler zu vermehren, um nicht die Spitalsbetten zu vermehren und den Opfern dieser Schandzeit wenigstens das Vorwärtskommen auf der Straße zu ermöglichen. Sonst bekäme ja wirklich der Obolus-humor, der ärger als die Grippe wütet, das Recht, das er selbst dort nicht hat wo er es hat, wenn er etwa behaupten sollte, daß der Straßenübergang »ein Problem« geworden sei, da es doch absolut unbestreitbar ist, daß man kürzlich dort wo ehemals Trottoir war, vor jedem Schritt die Stelle absuchen mußte, um nicht bis zu den Knöcheln in Wasser oder Schlamm zu geraten, und da es ja wahr ist, daß in keinem Bezirk menschlicher Gemeinschaft so viel Lebensminuten, Nervensubstanz und Denkleistung an die Dinge verzettelt werden müssen, die sich anderswo von selbst verstehen und die, wenn sie durch den fluchwürdigen Krieg überall problematisch geworden sein mögen, sich in Wien nie von selbst verstanden haben und die auch nach aller Erholung sich hier nie von selbst verstehen werden. Und damit ist zugunsten der Wiener Straßenreinigung gar nichts vorgebracht, sondern eher alles zu ihren Ungunsten, wenn etwa gesagt wird, man könne ja nichts dafür und nichts dagegen und es sei halt ein Malheur, »wenn aus Schnee im Nu Wasser wird und der Fußgänger gezwungen ist, seine Wege in Morast zu suchen«. Denn nicht daß das Tauwetter diese überraschende Fähigkeit hat, sondern daß es so viel Material, das ja keineswegs im Nu erschaffen wurde, vorfindet, um sie zu bewahren, daß es darin eine größere Energie beweist als aufgewendet wurde, um ihm das Betätigungsfeld zu schmälern, ja daß man ihm so ziemlich die ganze Arbeit überläßt, bei der eine spätere Reinigung durch eine größere Schweinerei erzielt wird, das ist die Misere. Gewiß, die bürgerlichen Kommunalpolemiker, die früher geschwiegen haben oder nicht gewohnt waren, ihren harm— und humorlosen Tadel durch eine politische Spitze zu verschärfen, sind das greulichere Quatschwetter. Aber jene, die die Schmutzflut bemerkt haben, als sie noch schwarzgelb gefärbt schien, sollten sie jetzt, ungläubig wie sie sonst sind, nicht als Gottes Fügung hinzunehmen empfehlen. Da ist der parteilose Fatalismus schon besser am Platz, der, ohne jede politische Be-

fangenheit und immer mit menschlichster Berücksichtigung aller Gegenwarts-
übel und Folgen einer ruhmreichen Vergangenheit, Wien wie eh und je als den
günstigsten Boden für Straßendreck erkennt, als ein Weichbild von Natur und
ein Bollwerk gegen die Zivilisation.

Glossen

DAS PROBLEM DER CHRISTLICH-SOZIALEN PRESSE

ist die Unmöglichkeit der Unterscheidung, ob sie ein ungewöhnliches Raffine-
ment aufwendet, um das Dümme, das jeweils zu einer Angelegenheit zu sa-
gen ist, an den Leser heranzubringen, oder ob sie ihre Dummheit als Lasso
verwendet, um ihre Tücke wirksamer zu machen. Da hat die sozialdemokrati-
sche Presse die Ansicht vertreten, daß die Papstwahl das Gleichgültigste von
der Welt sei, daß dieses Ereignis selbst die Frömmsten mit dem Gefühl der
tiefsten Würstigkeit erfülle und »die Neugier nicht mehr wecke, als in Paris
jedes Jahr die Wahl der Faschingskönigin«. Das ist gewiß nicht zutreffend, da
man sicher sein kann, daß die Wahl der Faschingskönigin in Paris eine weit le-
bendigere Erregung hervorruft als der Betrieb eines wenn auch noch so gi-
gantischen Apparates, der den individuellen Reiz der Überraschung doch nur
dem Eingeweihten vorbehält. Denn während auch dem Laien ein Spielraum
der Entscheidung zwischen den Faschingsköniginnen bleibt, in dem sich sein
Geschmack oder seine Phantasie betätigen können, ist es doch bekannt, daß
alle Pfaffen wie Pfaffen aussehen (wenngleich sie gewiß besser als alle Journa-
listen aussehen), und die Gläubigkeit bleibt an das Ergebnis einer Auswahl
der Werte, wie immer es in Wahrheit beschaffen sein mag, so sehr gebunden,
daß zu den Funktionen des Apparats eben auch die Begeisterung für die Vor-
züge des jeweils erkorenen Papstes gehört. Eine lebendigere Beziehung dürf-
te sich erst herausstellen, wenn einmal ein Papst lebendigeren Anteil an eben
jenen Sorgen der Menschheit nehmen wollte, die vorläufig das Interesse für
seine Wahl weit mehr in den Hintergrund treten lassen als es je der Fall war.
Wenn etwa der neue Papst sich entschlösse, anstatt dem Erzbischof von Wien
zu versichern, daß »das österreichische Volk ihn dauert«, diesem die lebendi-
ge Hand entgegenzustrecken und die tote zu opfern, nachdem der Vorgänger
nicht einmal dazu zu bringen war, die Urheber des Unglücks, eine christliche
Dynastie von Massenmördern, zu exkommunizieren. Oder wenn er es eines
Tags unerträglich fände, der erste Christ einer Welt zu sein, in der dreiund-
dreißig Millionen Mitmenschen sich von Stroh, Baumrinde, Wandkalk und
Menschenfleisch nähren, um dann doch Hungers zu sterben. Aber solchen Be-
weggrund würde die christliche Presse wohl nicht gelten lassen, und die 'Wie-
ner Stimmen', jene schlechteste Musik, die je in Wien gemacht wurde, finden,
daß die Arbeiter—Zeitung mit ihrer Behauptung, daß das größte Ereignis der
Welt, nämlich die Papstwahl etwas Gleichgültiges sei, sich nur blamiert habe.
Und jetzt, wo der Papst gewählt ist, kann man ihr die Blamage unter die Nase
reiben. Denn »nun ist das Präjudiz da, und die arme Arbeiter—Zeitung muß
zur vollzogenen Papstwahl Gleichgültigkeit mimen« und sie bringe die Mel-
dung an unscheinbarer Stelle, unglossiert, aber »in einer Aufmachung, die
von allem möglichen, nur nicht von Gleichgültigkeit zeugt«. Das ist nun so ei-
ner der Fälle, wo man vor das Problem der christlich-sozialen Presse gestellt
ist, wo aber vermutlich eher die Dummheit mit Raffinement arbeitet. Man

kann sich nämlich die Blamage der Arbeiter—Zeitung gar nicht lebhaft genug ausmalen. Sie hat behauptet, die Papstwahl sei gleichgültig, sie hat sich aber damit entschieden zu weit vorgewagt, denn jetzt ist er *doch* gewählt worden und das hat sie davon. Sie möchte es am liebsten verschweigen, sie muß es aber wohl oder übel melden und aus der Art, wie sie die Meldung abtut, sieht man deutlich, wie wichtig sie ihr ist. Sie hat sich eben präjudiziert. Sie sagte, ehe er gewählt war, die Wahl sei ihr wurst, womit sie doch keineswegs gemeint haben kann, daß ihr auch das Ergebnis der Papstwahl wurst sei. Und nun ist er tatsächlich gewählt worden. Heute kann sie das also nicht mehr sagen und zurück kann sie auch nicht mehr, das einzige was sie noch kann, ist zerspringen. Das kommt davon, wenn man schon vor dem Resultat sagt, die Papstwahl sei wurst, anstatt sich mit dieser Bemerkung Zeit zu lassen, bis sie vorbei ist.

* * *

EIN INTERESSANTER PAPST

Wenn nicht alles trügt, hat die Reichspost mit dem Papst einen Treffer gemacht. Ein Geistlicher, der k. u. k. Garnisonspfarrer in Cholm war, weiß ihr persönliche Erinnerungen an ihn zu erzählen. Mit 12 Feldkuraten sollte er auf Empfang des damaligen Nuntius von Polen teilnehmen.

Der ungarische Feldkurat war dienstlich abwesend, weshalb ich dem Telephonisten des Rekonvaleszentenheimes die Telephondepesche diktierte: »Nuntius Ratti kommt ... « »Nur langsam!« tönte es zurück. »Wia haßt er? Kratky?« — »Aber nein! Ich buchstabierte. R — a — t — t — i.« — »Aldann: Ratti?« »Ja!«

Auch die sonstigen Erinnerungen sind sehr interessant.

* * *

DER FÜRST VON RAGUSA

Die »Ungarische Rundschau« meldet aus Budapest: Zu Beginn dieser Woche hatten Wiener und Budapester Blätter die Nachricht veröffentlicht, daß in Budapest insgeheim eine *Karl—Brigade* organisiert werde, um einen neuen Königsputsch vorzubereiten. Wie bereits gemeldet, wurden die Mitglieder dieser Brigade von der Polizei festgenommen. Es stellte sich heraus, daß die ganze Brigade aus zwölf jungen Burschen besteht, die *unter Führung des 19jährigen Filmschriftstellers Zoltan Petrowitsch einen Putsch im Interesse Karls* organisieren wollten. Sie hatten auf ein aus sechs Punkten bestehendes Statut einen Eid geleistet. Das Statut enthält vor allem die Verpflichtung zur Förderung der Rückkehr des Königs, die Forderung nach Lösung der Judenfrage und setzt überdies die Belohnungen für die Mitglieder der Brigade fest. Der Führer hatte für sich den *Titel und Rang eines Fürsten von Ragusa* reserviert und auch die anderen Mitglieder sollten ähnliche Titel und Auszeichnungen erhalten.

Zum erstenmal in der Weltgeschichte hätte sich der Dank vom Haus Österreich nicht als eine mit Hohn abgelehnte Niete erwiesen. Es hat nicht sollen sein. Immerhin bleibt es bemerkenswert, wie sich die Individualität eines Monarchen milieuschaffend auswirkt. Wenn ich mir in den zwei Jahren, die

ich Untertan eines Operettenliebings war, oft und oft die Frage vorlegte, ob es nicht doch gräßlicher sei, für einen Feschak Ehrfurcht empfinden zu sollen als für einen Lemur, so entschied ich mich für diesen, wiewohl ich noch frisch unter dem Alpdruck seiner Epoche stand. Aber viel unmöglicher ist es eben, sich den Herrn Marischka oder den Herrn Fritz Werner oder den Herrn Näs- telberger auf einem Thron vorzustellen. Dagegen stellte ich mir leicht vor, daß die Restauration von diesen Kreisen bewerkstelligt werden müßte, da man sich doch wieder nicht gut vorstellen kann, daß sie einem Mann, der vor sei- ner Thronbesteigung fünfzig Vorstellungen des »Walzertraum« gesehen hat, nach seinem Thronverlust abtrünnig würden und ihn in einer entscheidenden Situation im Stich lassen könnten. Dabei hatte ich allerdings ganz vergessen, daß er auch hundertmal im Kino von Reichenau war. Jetzt hat sich dieser Op- fermut bezahlt gemacht, speziell dieser. Alles verläuft organisch und nach dem Gesetz, das die Persönlichkeit ihrer Umwelt auferlegt. Für Franz Joseph hätten sich in ähnlicher Lage wahrscheinlich die pensionierten Landbriefträ- ger zusammengerottet und die alten Dienstmänner hätten rüstig ihre Dienst- mannen gestellt. Für Karl hat eben ein Filmbursche den Sketch abwickeln wollen und zum guten Schluß der Handlung wäre ein Brief überbracht wor- den: »Dem Fürsten von Ragusa«. (Petrowitsch erschrickt und blickt schmerz- voll zum Himmel. Der Vorhang fällt.) Es war ein Walzertraum.

* * *

ANNÄHERUNG DER NATIONEN

Die Nationalitätenverbrüderung macht rapide Fortschritte:

Der »Eclair« veröffentlicht anlässlich der Feierlichkeiten zur Erin- nerung an den 300. Geburtstag Molières einen Festartikel Dr. Raoul Auernheimers über »Molière und das österreichische Thea- ter«. Es ist dies seit Kriegsbeginn der erste mit Namen gezeich- nete Beitrag eines österreichischen Schriftstellers in der französi- schen Presse.

Nur keine Aufregung, ich bitte sich nichts anzutun. Der 'Eclair' ist eine zwar in Paris gedruckte, aber dort nicht gelesene Zeitung, die sich schon vor- her mit gewissen österreichischen Kreisen verbrüdert hatte, indem sie einen Abonnenten in Prangins besaß. Der Herausgeber, der auf diesen sein' Sach' gestellt hatte und vice versa — also beide Teile auf nichts — , ist ein Mann, der freilich allen Grund hat, Wien seine Sympathien zu bewahren, da er hier schon lange vor der Gelegenheit zu einer Restauration eine Nachtlokalkonzes- sion gehabt hat. Er trat auch selbst als Conferencier auf und leitete die Vor- träge jener Künstler ein, welche die absonderliche Gepflogenheit hatten, ei- nem Publikum, das sich eben die noch halbgefüllte Champagnerflasche weg- tragen ließ, abwechselnd zuzurufen: Ich bin ein Prolet, was kann ich dafür! oder: Ich bin eine Dirne, was liegt daran! und vice versa. In den heutigen Nachtlokalen geht es aber viel höher her als dazumal und wenn der Cercle des Etrangers nicht imstande ist, die Nationen zusammenzubringen, so wird sich der künftige deutschfranzösische Krieg durch das Erscheinen eines Au- ernheimerschen Artikels im 'Eclair' kaum vermeiden lassen.

* * *

UNTERGRABUNG DES KREDITS

»Der Beamtenabbau und die energischste Einstellung aller überflüssigen Ausgaben muß so rasch als möglich durchgeführt werden. Ohne diese Vorbedingungen wird Österreich wohl schwerlich zu dem großen Kredit gelangen, den ihm der Völkerbund vermitteln soll.«

Sagte ein Ententefunktionär. Er hat den Finanzminister noch nicht in seinem Stammcafé gesehen. Sonst hätte er auch das prunkvolle Staatsautomobil bemerkt, das nachts vor der Tür wartet, um die ganze Gesellschaft nach Hause zu transportieren. Auf diese Art bringt man sich selbst bei einem, der dem Repräsentanten der Staatsnot für den Hinauswurf der Kunstfreunde Beifall spendet, um den Kredit. Selbst wenn Herr Gürtler den Aufwand aus eigener Tasche bestritte, wäre es noch immer peinlich, ihn, da er ja unser Finanzminister ist, mit solchem Beispiel voranzufahren zu sehen. So gern ich sonst einem Grazer Professor etwas großstädtischen Luxus gönne — die energischste Einstellung dieser überflüssigen Ausgabe muß so rasch als möglich durchgeführt werden, und wenn das Parlament da nicht zum Rechten sieht, so werde ich, der für diesen Anblick partout keine Steuer zahlen will, den Wagen selbst nachhause schicken und dem Chauffeur sagen, er solle sich künftig auf Fahrten im Staatsdienst beschränken und für alle sonstigen Wünsche des Herrn Finanzministers ihn auf den Völkerbund verweisen.

* * *

DER JUNGE SPRINGINGSGELD

von dem ich auf Reisen lange nichts gelesen hatte, bis mir irgendeinmal die Laienfrage schäkernd ins Auge sprang; ob denn den Dr. Rosenberg, der auch lange fort war, vielleicht »eine Kalypso zurückgehalten hat«, was jener »dahingestellt« lassen wollte und worauf es doch nur die Laienantwort »Kusch!« geben kann — dieser Erbe einer großen Tradition, der er aber bei weitem nicht gewachsen ist, spricht vom »Emporschnellen der tschechischen Krone« und verlangt kategorisch:

Wir müssen wissen, was angesichts der Devisenkatastrophe zu tun ist, und jeder wird sich *eine Bürgerkrone* erwerben, der, wie die Feldherren nach der Schlacht von Cannä, am Vaterlande nicht verzweifelt.

Aber die ist ja heute, dank dem Blatt, auch nur mehr die kleinste Einheit im Devisenverkehr der Neuen Freien Presse wert, nämlich einen Tineff. Seit der Schlacht von Cannä haben sich die Verhältnisse sehr verschlechtert und seit der Schlacht bei Lemberg steht es vollends faul, wiewohl wir doch gerade damals Gelegenheit hatten, am Vaterlande nicht zu verzweifeln, weil ja gleichzeitig das Blatt sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat. Dazumal war Lemberg noch in unserem Besitz — aber auch das Blatt. Immerhin haben wir seither ein paar Kronen verloren, und die uns geblieben sind, nimmt keiner geschenkt von uns. Dafür haben wir allerdings das Blatt. Aber das ist ja auch nur Papier ohne Bedeckung nebbich.

* * *

EIN NACHTRAG

— Der vom Wiener Journalisten— und Schriftstellerverein »Concordia« am Samstag im Mittleren Konzerthausssaale veranstalteten Grillparzer—Feier, über die wir bereits berichtet haben, wohnten unter anderen bei: — — — Hans Müller.

* * *

WAS SICH IN PRAG MIT DEM EROS TUT

In Prager Blättern, wo die Vortragsindustrie sich in piekfeiner Aufmachung präsentiert und wo sich speziell mit dem Eros etwas tut, wiewohl er doch gar nicht erst der Empfehlung bedarf, sondern schon volle Häuser macht, wenn er nur da ist, kann man zuweilen hintereinander etwas von der Art lesen:

Sexuelle Zwischenstufen

Erotik Im Sport

Der angesehenste Kritiker Deutschlands wird die ganze Reihe der Prozesse, die Schnitzlers »Reigen« hervorgerufen hat, von der *hohen Warte* seiner ethischen Gesinnung aus besprechen.

Wie groß die Zugkraft des Sprechers ist, der nicht bloß aus dem Stegreif spricht, sondern gewissermaßen aus dem Stegreif ganze Systeme entwirft, beweist der *Sensationsvorverkauf* für den Vortrag, der *die letzten Dinge der Erotik behandelt*.

... wird den Versuch einer *Gesamterklärung* von Wedekinds Schaffen, *insbesondere was seine Sexual—Probleme* betrifft, geben ...

Das Wesen Jüdischer Kunst

Der letzte so überaus schlichte Vortragstitel dürfte auch den Schlüssel zu allem anderen enthalten.

* * *

So SIEHSTE AUS

[*Eine Freud—Saison in Paris.*] Im Januarheft der Pariser Zeitschrift »La Nouvelle Revue Francaise« versucht Jules Romains, seine Leser in einem sehr eingehenden und inhaltreichen Essay dem Verständnis der Lehren des Wiener Sigmund *Freud*, des Schöpfers der Wissenschaft der Psychoanalyse, näherzubringen, und spricht seine Überzeugung dahin aus, daß dieser Winter in Paris *eine Art »Freud—Saison«* bringen werde. Im vergangenen Jahre sei Einstein die *Gesellschaftsmode* gewesen und alle Welt wäre im Banne der Relativitätstheorie gestanden. *Heuer sind es die verdrängten Triebe*, sagt Jules Romains, *die das Salonge-*

spräch beherrschen. Die Damen erzählen ihre Träume der letzten Nacht und wiegen sich in der Hoffnung, daß ein kühner Traumdeuter aus ihnen allerlei unheimlich Bedeutungsvolles herauslesen werde. Ein dramatischer Autor — ich will seinen Namen verschweigen — hat bereits Zeit und Muße gefunden, ein oder zwei Theaterstücke zu schreiben und sie von mehreren Theaterdirektoren ablehnen zu lassen, die man einfach als Freud—Dramen bezeichnen kann. — —

Das alles kann man sich vorstellen. Die Kreise, die ehemals im Banne der Heineschen Lyrik standen, sind jetzt einem verfallen, der schon weiß, was soll es bedeuten. Es unterhält die einen und trägt etwas den andern, es ist ein Gesellschaftsspiel, und die Damen wiegen sich in der Hoffnung, daß ein Wiener Israelit, wie sie diese Schule schon massenhaft ins Ausland entsendet hat, ihnen sagen werde, das bedeute nichts anderes als daß sie in der Hoffnung sein wollen, um etwas zu wiegen, und das unheimlich Bedeutungsvolle sei ganz einfach — nein, das wird er ihnen schon selbst sagen.

* * *

ZUM WÄLZEN

ist es, wenn ein paar Spalten hinter den das Fleisch ihrer verhungerten Kinder essenden russischen Müttern dem Inseratenchef der Schalk im Nacken sitzt, aus dem bezahlten Notizenteil die Faschingslaune hervorlugt und der Tarif einen Purzelbaum schlägt:

[Der »Böse Bubenball« Im Konzerthaus.] Der *Schulinspektor* Benno Lie gibt bekannt, daß er folgende Literaten und Künstler zu Mitarbeitern für den heurigen am Mittwoch den 1. Februar in sämtlichen Konzerthausäulen stattfindenden »Bösen Bubenball« gewonnen hat: Beda (Dr. Fritz Löhner), Robert Blum, Robert Bodanzky, Julius Brammer, Felix Dörmann, Arnold und Emil Goltz, Alfred Grünwald, Bruno Hardt—Warden, Rudolf Löwit, Rudolf Österreicher, Leo Schidrowitz, Louis Treumann und Fritz Werner. Die Ausgabe der *Einlaßdeckeln* und *reservierten Schulbänke* (Logen) erfolgt in der *Schulinspektion*, 3. Bezirk, Hauptstraße 1, 1. Stock, Telephon 9577, in der *Schuldirektion* des Konzerthauses, beim *Oberlehrer* Kehlendorfer und bei der *Lehrerin* Gusti Schmidt.

Wäre das nicht bis zu der Möglichkeit fortzusetzen, daß ein Landesschulinspektor Prügel erteilt? Nein, es gibt keinen!

* * *

ALLERLEI RUSSISCHE MAHLZEIT

Dem Moskauer Kommunismus wird die Schuld daran, daß in Rußland dreiunddreißig Millionen Menschen Eichenrinde, Aas und die Leichenteile ihrer verhungerten Kinder verzehren, wohl von allen jenen beigemessen werden, die andere Nahrung zu sich nehmen, und es wird sich aus solcher Ferne kaum beurteilen lassen, ob sie mit ihrer Auffassung im Recht sind. Was sich aber ohneweiters abschätzen läßt, ist: wie viel der Wiener Kommunismus taugen dürfte, wenn am Abend jedes Tages, an dem jene Meldungen in den Journalen zu lesen sind, in der Bristol—Bar Menschen sitzen, die für 60.000 Kronen russischen Kaviar essen.

* * *

AUS DEM DEUTSCHEN ¹

Dieses war die ungarische Kultur. Nun folgt die deutsche. Ich werde in Deutschland doch schon ziemlich geschätzt. Da habe ich z. B. im Jahre 1919 den folgenden Brief erhalten.

Berlin, den 7. Februar 1919

Sehr geehrter Herr Kraus!

Gestatten Sie mir als Bewunderer Ihrer Kunst, wenn Sie auch leider in Berlin sehr selten zu sehen sind und Ihre Zeitschrift »Die Fackel« selten nach Berlin gelangt, daß ich mich mit einer Bitte an Sie wende.

Im Verlage Wilhelm Borngräber erscheint eine Zeitschrift *für den gebildeten Herrn* mit dem Titel »Der Junggeselle« in Bälde, *wenigstens die Probenummer*, wozu ich *unbedingt* Ihre Mitarbeit *gebrauche*. Da ja der Verkehr nach Österreich sehr erschwert ist, so möchte ich Sie gleich heute um eine bestimmte Zusage für uns bitten und möchte für unsere erste Nummer Aussprüche, *Splitter* oder ein kurzes Essay *über die Lebensweise des Herrn, gerade über die banale, lebensdumme Art des heutigen snobistischen Herrn* haben, und würde Sie bitten, *mir doch umgehend*, da Sie schon in der ersten Nummer *erscheinen sollen*, einen *Kostenanschlag* zu schicken. *Auch möchte* ich Sie als *ständigen* Mitarbeiter für mindestens eine Nummer im Monat, wenn auch nur mit ein paar Zeiten, bitten. Denn ich weiß, was für einen großen Leserkreis Sie gerade bei uns in Berlin hätten, doch *kommen wir leider nie auf unsere Kosten*, da scheinbar nie etwas von Ihnen über die Grenze kommt, Herr ..., unser Beauftragter in Wien, wird sich erlauben, bei Ihnen vorzusprechen. (Anm. Ist wohlweislich unterblieben, obschon ich parterre wohne.) Mitarbeiter wie Bernhard Kellermann, Dr. Karl Hauptmann, Georg Kaiser, Alice Salomon, Professor Pazaurek, sind schon für die Mitarbeit gewonnen. Sie sehen also, Sie sind in nicht allzu schlechter Gesellschaft. Beiliegendes *Exposee* setzt Ihnen *etwas* den Charakter unseres Blattes auseinander.

Ich hoffe möglichst bald trotz der Postkalamität von Ihnen, sehr geehrter Herr Kraus, Antwort zu erhalten.

Ergebenst

1 Anlage.

— — —

Das Exposee:

Es gibt in Deutschland über 400 Zeitschriften, welche die Interessen und Ansichten der Frau oder der Dame vertreten, doch heute keine, die dem Mann oder *dem Herrn* gehört. *So schritten wir* zur Gründung des Blattes und nannten es

»Der Junggeselle«

Wochenschrift für den gebildeten Herrn.

Wenn vielleicht auch manche, *und auch Sie sogar* der Titel »Der Junggeselle« abschreckt, so werden doch die meisten ein *Schmunzeln, Lächeln* haben, wenn ihnen der Name das erste Mal begeg-

¹ Vorgelesen nach »Aus dem Ungarischen«.

[KK]

net. *Und das wollen wir.* Es soll kein Blatt sein wie die »Elegante Welt« oder »Die Dame«, eine Modezeitschrift, zusammengestellt in althergebrachter Weise ... Nein, alles was um uns geschieht und in uns lebt, in *geistreicher, quirlender Form herausbringen*, jedes Gebiet soll behandelt werden: Das Buch, die Kunst, Wissenschaft, der Roman, die Novelle, das Theater, das Leben um den Herrn, die Wohnung und Annehmlichkeiten, Sport und Reise. *Ja Börse und Politik sogar. Doch alles in kultiviertester Form und vergeistigter Art.* Der alte, leider so entschwundene geistreiche Witz, *die lächelnde Satire*, die heute leider zur Zote geworden ist, sollen in vollendetster Form neu erstehen. Doch dazu brauchen wir einen Stab erster Mitarbeiter, und da glauben wir, *bei* diesem noch nicht erschlossenen Gebiet wird so mancher *etwas oder sogar viel* zu sagen haben. *Der Götze Zensur liegt ja in Trümmern.*

Nur von *erstklassigen* Malern und Illustratoren sollen die einzelnen Nummern ausgestattet werden, jede Nummer von *einem* Künstler. Der literarische Teil soll sich der Eigenart des Illustrators anpassen, so daß jedes Blatt einen eigenen Charakter trägt, z . B. *wird bei einem Heft*, das von einem Karikaturisten illustriert ist, *nicht gerade ein tiefgründiges Essay Platz finden* und bei einer Slevogt—Nummer *nicht gerade eine spielende Plauderei*. So soll die Zeitschrift *jedem etwas bringen*:

Dem Mann, der im hastenden Leben steht, der flüchtige Zerstreung auf der Elektrischen in dem Blatte sucht, dem Herrn, der im weichen, tiefen Sessel beim heimelnden Licht mit seiner Freundin sitzt, dem geistig Hochstehenden, der die Kultur auch in leichter Form gern mal genießt, (doch auch ernsteste, seriöse Kunst soll gepflegt werden), dem Provinzler, der mit Röllchen und geklebtem Schlips sich in seiner Stadt als »der« Lebemann vorkommt, wenn er Abonnent des »Junggesellen« ist, dem alt gewordenen Mann, der schon völlig resigniert leicht lächelt im Lesen des »Junggesellen« und nicht zuletzt der Frau. Denn auch die Frau wird den »Junggesellen« im geheimen lesen und sehen wollen, wie er lebt, was ist seine Kost.

Glauben Sie mir, wenn die Frau in die Wohnung des verheirateten Mannes geben soll, *so denkt sie an die abgeklapperte Alltäglichkeit*, aber die Wohnung des Junggesellen *»Donnerwetter, da gehst du hin!«*

Ich hoffe, ich habe Sie überzeugt, wir wollen kein Familienblatt sein, kein Philisterblatt. *Mal Wein—, mal Bierstimmung, mal Beethovenmusik, mal Fledermaustöne. Doch alles voll Kultur und nicht abgedroschener konventioneller Alltäglichkeit.*

»Machen Sie mit??«

Jawoll!

Und dieses Volk wollte siegen! Versailles ist hart. Aber man male sich aus, was im gegenteiligen Fall aus Europa geworden wäre!

* * *

AUS DER GLEICHEN SPHÄRE

ein Dokument, dartuend, was im Gebiete der deutschen Literatur möglich ist.
Bunt wie die Firma:

»Der Bücherwurm« — eine Sonderspalte des »Steckenpferd«, der Beilage für Sammler und Sportfreunde zur Monatsschrift für Freundschaft, Literatur und Sprachen »Die Freunde«

ist das Offert:

Der Bücherfabrikant will seine Bücher verkaufen — der Verleger möchte seine Werke in *Hände* geben, *die sie schätzen*.

Herr Kollege — auch Sie wollen eine Kulturmission erfüllen, sind aber dem Mammon tributpflichtig. Sie erreichen das Erste und lösen die Fesseln des Zweiten, wenn Sie ruhig überlegen:

»Die Freunde« bringen Aufsätze freundschaftlicher Tendenz, Reiseschilderungen, Proben aus allen Literaturgebieten, sehr viele Buchbesprechungen (alles in vielen Sprachen); das »Steckenpferd« als Beilage für jeden Sammler und Sportfreund Anregendes; der »Bücherwurm« zumal verleitet den Literaturfreund zu neuen Erwerbungen.

Der Leserkreis ist groß, ist kaufkräftig und kauflustig — er ist international, zählt viele, viele Leser im *valutastarken Auslande* ...

Der Anzeigenpreis ist niedriger, als bei gleichrangigen Blättern; für die erste Nummer sogar nur M 2 — die Millimeterzeile ...

Ihr Entschluß: *Da will ich inseriern*, um für meine Werke *neue Freunde* zu finden, *um auch durch Valutagewinne Fehlschläge zu decken* — aber meine Anzeige sofort aufgeben, um *noch billig abzuschließen* ...

Stimmt's? — Ja! —

Dann bitte mit wendender Post!

Mit bester Empfehlung
Verlag Die Freunde

Der muß mich kennen.

Vom Pfuirufen ¹

DER VORLESER AN DAS PUBLIKUM

Ich kann, ehe ich diese zweite Vorlesung beginne, dem Publikum nicht eine prinzipielle Auseinandersetzung über Art und Maß seiner Rechte gegenüber dem Vorleser ersparen. Der ungemein herzliche Empfang vor der ersten und die so verständnisvolle Aufnahme mancher ihrer Teile, ja selbst die Erinnerung an die vielen schönen Abende, die ich gerade auf Berliner Podien erlebt habe, all dies kann mir nicht über das schwere Mißbehagen hinweghelfen, mit dem ich der ersten Vorlesung dieses Jahres die zweite und die weiteren folgen lassen soll. Ich wäre bereit, diese Reihe unter pflichtmäßiger Entschädigung des Publikums noch heute abubrechen, wenn es mir nicht gelingen sollte, es von vornherein von dem Ernst zu überzeugen, mit dem ich auf die Einhaltung des natürlichen Vertrages dringen muß, der zwischen dem Sprecher und seinen Hörern besteht. Der widerwärtige Vorfall, durch den der Beginn der ersten Vorlesung so verhäßlicht wurde und auf den ich unter allen Umständen zurückkommen müßte, auch wenn er nicht seine noch widerwärtigere Fortsetzung in einem jener Pressechos gefunden hätte, die zur akustischen Belästigung die sichtbare fügen — dieser Vorfall zeigt, daß ein gewisser Teil des Publikums aus eigenem Gefühl noch nicht zur Kenntnis der Bedingungen gelangt ist, unter denen die Aufgabe, als einzelner in geschlossenem Raum zu einer Vielheit zu sprechen — und nicht als Redner der frischgeformten Meinung, sondern als Sprecher des gestalteten Wortes —, einzig durchgeführt werden kann. Es sei hier nicht der Möglichkeit gedacht, daß irgendein Skandalmacher irgendwelchen Geschlechts, der von mir etwas läuten gehört hat, meine Vorlesung mit dem vorgefaßten Plan besuche, sie zu stören. Daß die Machtmittel, die in solchem Fall das Recht des Saalmieters sowohl wie der Unwille des aufnahmewilligen Publikums an die Hand gibt, gegen so unlaute Meinungsopponenten gebraucht werden müßten und dürften, das kann ja gar nicht bezweifelt werden. Nicht von geplanten Störungen will ich sprechen, vielmehr einräumen, daß es sich auch um eine solche handeln könne, die sich aus dem natürlichen Widerstreben des Individuums ergibt, das mit dem Besuch der Vorlesung einen Mißgriff getan hat und unter dem Druck dieses Gefühls sich der Wirkung des Vortrags nicht nur entzieht, sondern entgegenstellt und gegen sie wehrt. Es würde mir nun nicht in den Sinn kommen, irgendeinem Menschen, der hierher gelangt, ohne zu wissen, was er zu erwarten hat, oder der sich meinungsmäßig geradezu das Gegenteil erwartet hat, das Recht auf Überraschung und Enttäuschung zu bestreiten oder ihm diese zu verargen. Mich selbst überrascht oder enttäuscht es ja keineswegs, daß hier in Berlin auch Leute in meine Vorlesungen kommen, die, obschon weit

1 In Berlin (dessen »Künstlerzimmer« wenig geschützt sind gegen Grippe und Verehrer) haben sich bei der ersten Vorlesung in Saal und Garderobe wilde Dinge abgespielt. Nach dem Essay »Monarchie und Republik«, vor dem das Auditorium den Vorleser mit einer dort noch nicht erlebten Herzlichkeit begrüßt hatte und nach dem es seine Kundgebung fortsetzte, stürmte ein Mann mit geballten Fäusten vor das Podium und eine Frau in der vordersten Reihe stieß Schreie aus. Während der Rede hörte man von draußen die Hilferufe eines »Verehrers«, der zuspät gekommen war, bis zur Beendigung des Vortragsstückes warten sollte und den Saaldiener in den Finger biß, wobei er selbst so lange um Hilfe schrie, bis ein Vertreter der »Sipo« — entsetzliches Wort — zum Rechten sah. Diese Begebenheiten und die Einmischung eines Schreiebers — im Saal wie im Blatt — machten, zu Beginn des zweiten Abends, die folgende Ansprache notwendig, die ihre Wirkung übte und einen überaus erfreulichen Verlauf sicherte. [KK]

entfernt von der bühischen Absicht, einen Skandal zu inszenieren, ihn spontan aus dem Grunde beginnen möchten, weil sie eben erwartet haben, sie würden hier etwas zu hören bekommen, was ihren selbst aus diesem Krieg noch geretteten Glauben in Gott, Kaiser und Vaterland befestigt, also die Hoffnung auf jenen erfolglosen Dreibund, bei dem sichtlich Gott sich am stärksten gegen das Unternehmen gewehrt hat. Daß es solche Individualitäten gibt, das ist es, wovor mir schaudert, nicht aber, daß sie sich in bestem, wenngleich nicht gutem Glauben in meine Vorlesungen verirrt haben und daß sie enttäuscht, gekränkt, empört sind, ja sich bis ins innerste Mark um ihr Eintrittsgeld betrogen fühlen, wenn sie in der ernstesten Zuversicht, von einem überlebenden Kriegslyriker gestählt zu werden, nun eine Beweisführung anhören müssen, nach der Gottes Gnaden zwar dem Kaiser, aber eben darum nicht dem Vaterland zugute kommen. Leider jedoch vermag ich das Recht auf Unzufriedenheit, das sie mit dem Erwerb der Eintrittskarte erworben haben, nicht darüber hinaus zu erweitern, daß sie dort, wo sie nicht applaudieren können und nicht schweigen wollen, das tun dürfen, was Menschen von abweichender Gesinnung, aber normaler Gesittung tun mögen: zischen. Denn Applaus und Zischen sind und bleiben bis auf weiteres die Ausdrucksformen, mit denen die Empfindungen des Zuhörers im Theater und in jedem anderen Hörsaal auskommen haben. Das Recht, in einem solchen Raum zu sprechen, hat ausschließlich der, der ihn gemietet hat, um zu sprechen, und der sich dafür wieder das Vergnügen, sich zu applaudieren und das Publikum auszuzischen, versagen muß; die andern aber haben in dem Raum, in dem er spricht, und in der Zeit, da er es tut, zu schweigen, weil nur so sein Recht auf das Wort und das Recht der andern auf das Hören dieses Worts gewahrt werden können, und haben nur, nachdem er gesprochen hat, das Recht, ihren Beifall oder ihr Mißfallen durch Applaus oder Zischen zu bekunden. Sie können außerdem in der Pause untereinander die abfälligsten Bemerkungen austauschen, es ist aber völlig unmöglich, undenkbar und unerträglich, daß sie sie dem Vortragenden zurufen, selbst wenn dieser sonst Wert darauf legte, mit ihnen gesellschaftlichen Umgang zu pflegen und eine Diskussion abzuhalten, was ihm ganz gewiß nicht am Herzen liegt. Nicht das Moment der Beleidigung ist es, was ihm hier ein Unbehagen verursacht, sondern lediglich das Moment der persönlichen Belästigung und der Beeinträchtigung einer Aufgabe, deren Erfüllung zugleich sein Recht und seine Pflicht ist. Nichts wäre im Bereich dessen, was sich zwischen Zeitgenossen nur irgend ereignen kann, so vollkommen ausgeschlossen, wie daß ich mich als einzelner in die räumliche, körperliche Nähe einer Vielheit begeben könnte, deren Teile so wenig Respekt vor eben dieser Nähe hätten, daß sie sie benutzen wollten, an ihr auch ihre geistige Distanzlosigkeit zu betätigen. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß ich zu Leuten spreche oder weiterspreche, denen es in den Sinn kommt, mir ihre Meinung, selbst wenn diese keine Beschimpfung wäre, zuzurufen. Deshalb billige ich das Verhalten jener anderen Teile des Publikums, die neulich den Fremdkörper, das unmögliche Geräusch, das mir und ihnen gleichermaßen unbequeme Hindernis beseitigt haben. Wenn ich trotzdem auch gegen jene eine Verstimmung behielte, so wäre es aus dem Grunde der Fall, weil sich mir die Beseitigung des Fremdkörpers, des Geräusches, des Hindernisses einmal nicht elementar genug zu vollziehen, weil hier etwas wie ein Problem die Erledigung zu verzögern schien, weil sie zu lange Zeit und zu viel Diskussion brauchte, an der ich noch selbst beteiligt werden sollte und die eben in dem Raum, in dem nur ich das Wort habe, absolut unerträglich ist. Ich bin mir wohl bewußt, daß der Grund für diese Verzögerung das Gefühl einer gewissen Neuheit war, nämlich angesichts des Geschlechts jenes Fremdkörpers, der

aus einer eingewurzelten Auffassung von Ritterlichkeit nicht so schnell entfernt werden konnte wie der andere, der dem äußern Anschein nach männlichen Geschlechtes war. Ich kann, wiewohl ich in jedem der beiden Fälle für die schonungsvollste und schmerzloseste Gewaltanwendung, für die Entfernung eintrete, jene Auffassung in einem Falle nicht gutheißen, dessen Tatsächlichkeit dem äußeren Anschein des weiblichen Geschlechts so offenbar und auffallend widerstreitet. Eine Frau, die das keinem Mann zustehende Recht, von der vordersten Reihe aus dem Vorleser als einem ausgestellten Visavis Pfui! ins Gesicht zu rufen, als Frauenrecht für sich in Anspruch nimmt, kann weder von ihm noch von irgendeinem Menschen im Saal, der mit ihm und für ihn die namenlose Ungebühr dieses Unterfangens empfindet, erwarten, zugleich in den Vorrechten ihrer Weiblichkeit respektiert zu werden. In diesem Sinne bekenne ich mich durchaus zu der mir von dem Preßecho verübelten Erklärung, daß ich nicht weitersprechen würde, solange mir das Monstrum gegenübersteht, und daß es durch Rückerstattung der Eintrittsgebühr von der ihm lästigen Verpflichtung, mir zuzuhören, befreit werden müsse. Diese Erklärung habe ich während jenes Zwischenfalls, dessen Erledigung ich durch meine eigene Entfernung vom Vortragstisch zu beschleunigen hoffte, einem Intervenienten, der an mich herantrat, gegeben und zu ihr stehe ich für diesen und für alle künftigen Fälle. Wer sich in einem solchen Fall zu Ritterdiensten animiert fühlt, mag diese Privatempfindung, die mich nicht das geringste angeht, durch gleichzeitiges freiwilliges Verlassen des Saales bekunden. Dazu irgendetwas zu reden, und gar jenen, die für Ruhe eintreten, mit der Presse zu drohen — in einem Saal, in dem ich spreche, mit der Presse zu drohen —, also irgendwie den Mund aufzumachen, hat er so wenig ein Recht wie die Störerin, die er in seinen Schutz nimmt. Ein ganz anderes Kapitel ist die Ausführung jener Drohung, die ihm, weil er nebst Ritterlichkeit auch über Druckerschwärze verfügt, noch in derselben Nacht gelingt und die rechtlich vorweg unanfechtbar ist. Wenn sich aber einer nicht enthalten kann, vom Standpunkt der wahren, speziell ihm erschlossenen Demokratie auch den alldeutschen Walküren das Recht auf Pfuirufe zu erstreiten, unter dem Titel »Merkwürdige Republikaner« die schlechten Manieren zu einem Problem der Meinungsfreiheit zu erheben und dem Publikum daraus, daß es sein Recht auf einen ungestörten Vortrag wirksam, wenngleich noch immer nicht wirksam genug betätigt, einen Vorwurf zu machen — so will ich nicht zögern und auch diese Gelegenheit benützen, um zu versichern, daß ich jede Nennung meines Namens in einem Zeitungswisch und selbst wenn er darin richtig und nicht mit einem scharfen ß geschrieben wäre, für eine noch weit ärgere Belästigung halte als selbst die Störung meines Vortrags und für eine, die von einer noch weit unzuständigeren Instanz herkommt als irgendein Pfuiruf, durch den bewiesen wird, daß ein Saalbesucher nicht zimmerrein ist. Man weiß, daß die Herren Journalisten — in Wien sowohl als auch in Berlin — alte Journalisten werden können, bis ich sie durch Einladungen zu einer Befassung mit meinen Vorträgen ermuntern werde. Man weiß, daß es, wenn sie es, so oder so und immer flach und nichtssagend, dennoch tun, lediglich auf Grund des staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechtes der freien Meinungsäußerung geschieht und nicht auf Grund von freien Plätzen. Daß es diese Freiheit der Meinungsäußerung gibt, die es jedem, der unter vielem andern nicht weiß, wie ich heiße, erlaubt, über mich zu urteilen, dagegen kann ich nichts anderes tun, als seit so vielen Jahren in dem eigenen publizistischen Gebiet meinen Widerwillen in allen Tonarten zwischen Hohn und Verachtung zum Ausdruck zu bringen, ja im stärksten Fall es nachzudrucken. Daß sich nun so etwas herausnimmt, irgendetwas »mit aller Entschiedenheit zu sagen« und »gerade vom

republikanischen Standpunkt«, der auf die Vertretung durch so etwas offenbar gewartet hat, die organische Notwehr des Publikums gegen Ungezogenheiten zu einem Akt der Feigheit zu stempeln und die Ungezogenheit zum Mut des Bekenntnisses, dem man »Hochachtung schuldig« sei; daß so etwas, nachdem es sein eigenes »energisches Dazwischentreten« betätigt und anerkannt hat, mit diesem Lob seines Rittertums sein Urteil über den Vortrag abschließt, das gehört in das weltumfassende, weltbelastende Kapitel jener Möglichkeiten, die mir das Druckwesen als die Quintessenz des Zeitekels greifbar machen. Über alle Grade und Tonarten der Mißachtung verfüge ich, wie man weiß, gegenüber einem Beruf, der sich ausschließlich durch die Verfehlung sämtlicher anderen Berufe zu einer Kulturinstanz herausgebildet hat. Man weiß, daß ich dem bedruckten Papier noch den letzten Zweck, den es aus der Natur des Papiers haben könnte, nämlich den hygienischen, bestreite, aus dem einfachen Grund, weil es bedruckt und infolgedessen unhygienisch ist. Zu welchem Hohn aber diese allernichtigste, allervergänglichste aller irdischen Materien mich bestimmen kann, wenn ich auf ihr die Worte finde:

Bedauerlich war auch das Verhalten des Herrn Krauß, der hinter dem Vorhang verschwand wie Zeus hinter der Wolke und sagen ließ, er weide nicht weiterlesen, solange jene Dame anwesend sei. Es hätte ihm besser angestanden, sich zu weigern, fernerhin diesem *Publikum* vorzulesen

was da in mir vorgeht, das kann ich gar nicht sagen, das muß man schon fühlen, wenn man mich und das, was ich je gesagt habe, nur einigermaßen kennt. Nein, sich vorzustellen, daß eine Zeitung als moralische Instanz über mir mein Verhalten in irgendeiner Angelegenheit des Lebens bedauerlich findet und daß mir von ihr — ich muß mich beherrschen, um das erlösende Wort »ausgerechnet« zu vermeiden — daß mir von ihr, das heißt von ihm, der eine Meinung hat und sie bei Nacht drucken lassen kann, eine Belehrung darüber zuteil wird, was mir besser angestanden hätte — da muß einer schon mein Gesicht schlecht kennen, der ihm da nicht selbst in der Zeit des tragischen Menschenjammers eine Hohnfalte zutraut! Ich weiß nicht, was mir besser anstehen könnte als diese, wenn ich auch ganz genau weiß, daß mir nichts besser anstehen kann als eben das zu tun, was ich für richtig halte, ohne einen Herrn von der Zeitung vorher gefragt zu haben. Ich weiß ferner nicht, ob ein solcher, wenn er schon Manns genug ist, sich einer Pfuiruferin anzunehmen — da man ja heutzutage und namentlich in Berlin nicht immer wissen kann, ob eine Saaldemonstrantin ein Weib und ihr Ritter ein Mann ist —, ob er auch Manns genug wäre, mich mores zu lehren. Was mir aber noch besser anstünde, als mich zu weigern, fernerhin einem Publikum vorzulesen, das mich und sich gegen Gemeinheiten schützt, ist, daß ich mich weigern würde, fernerhin einem Publikum vorzulesen, welches Gemeinheiten gegen mich zuläßt oder nicht mit der größten Beschleunigung, auf der ich mit Ungeduld bestehe, expeditiv erledigt. Was mir aber ganz gewiß am besten ansteht, ist, daß ich mich weigern würde, fernerhin einem Publikum vorzulesen, unter dem nebst störungswilligen Individuen auch Berichterstatter sitzen und ganz besonders solche, die entschlossen sind, die publizistische Fortsetzung jener Frechheiten zu übernehmen und den Bericht durch ihre eigene zu vervollständigen. Ich weigere mich da ganz entschieden und stelle allen solchen, die entweder jener Hemmungen des Anstands nicht habhaft sind, welche schon die primitivste Rücksicht auf das übrige Publikum erfordert, oder die mit unsauberen Absichten meinen Saal betreten haben, anheim, sich von dem Veranstalter ihr Eintrittsgeld — gäbe es Freikarten für die Presse, sogar deren Ersatz in Barem — zurückgeben zu lassen und sich mit diesem auch die Enttäuschungen,

die ihnen der Selbstschutz des Publikums und der weit aggressivere des Vorlesers bereiten könnte, zu ersparen. Ich danke dem Publikum dafür, daß es seine und meine Rechte spontan und mit Wahrung aller menschlichen Rücksichten verteidigen würde, die die Notwehr nur irgend zuläßt, aber das Geschlecht des Ruhestörers in keinem Falle verdient. Sollte das Publikum dazu nicht gewillt oder bedauerlicherweise nicht fähig sein, dann erst und wenn es wieder so weit kommen sollte, daß ein armer Saaldiener in die Hand gebissen wird, würde ich, da ich ja mit geistigen Waffen gegen die artilleristische Überlegenheit der Nation nicht aufkommen könnte, mich weigern, diesem Publikum fernerhin vorzulesen. Ich werde, da ich mich nur im Fall äußerster Notwehr gegenüber einer vis major entschließen könnte, mich der übernommenen Verpflichtung zu entziehen, es so einrichten, daß ich, wenn meinem eigenen Wort nur die geringste Belästigung widerfährt, zwar dieses dem Publikum vorenthalten, zur Durchführung der Vorlesungen aber zu jenen geweihten Texten greifen werde, denen ich als Interpret dienen kann, ohne in persönlicher Preisgegebenheit Rüpeleien ausgesetzt zu sein. Ich erwarte von einem Publikum, das gekommen ist, auch mein eigenes Wort zu hören, und dessen mir so oft bewiesene Dankbarkeit auch der meinen gewiß sein kann, daß es der tiefen Qual, die mich zu dieser Erklärung genötigt hat, das Mitgefühl nicht versagen und die Ruhe verbürgen wird, die schon dem Respekt dieser Notwendigkeit gebührt, wenn nicht der Haltung eines, der sein Lebtage nicht den Wunsch dargezeigt hat, aus der Sensation neben dem Wort Gewinn und Beachtung zu ziehen.

An eine Heilige

Mutig trägst du die Last, daß sie die andern nicht drücke.
Liebend leihst du dem Licht allem was finster um dich.

Immer gibst du, als ob dem Sein allein nicht genügte —
dich zu wissen, beglückt mich mit dem herrlichsten Lohn.

Nimmer gibst du dich aus und einst wird selbst nicht im Himmel
so viel Huld für dich sein, wie du hienieden vergabst.

Fernes Licht mit nahem Schein

Fernes Licht mit nahem Schein,
wie ich mich auch lenke,
lockt es dich nicht da zu sein,
wenn ich an dich denke?

Wo du bist, du sagst es nicht
und du kannst nicht lügen.
Nahen Schein von fernem Licht
läßt du mir genügen.

Wüßt' ich, wo das ferne Licht,

wo es aufgegangen,
naher Schein, er wehrte nicht,
leicht dich zu erlangen.

Fernes Licht mit nahem Schein,
mir zu Lust und Harme,
lockt es dich nicht da zu sein,
wenn ich dich umarme?

Dein Fehler

Dein Fehler, Liebste, ach ich liebe ihn,
weil du ihn hast,
und er ist eine deiner liebsten Gaben.
Seh' ich an andern ihn, so seh' ich fast
dich selbst und sehe nach dem Fehler hin,
und alle will ich lieben, die ihn haben!

Fehlst du mir einst und fehlt dem Fehler mir,
weil du dahin,
wie wollt' ich, Liebste, lieber dich ergänzen
als durch den Fehler? Ach ich liebe ihn,
und seh' ich ihn schon längst nicht mehr an dir,
die Häßlichste wird mir durch ihn erglänzen!

Doch träte selbst die Schönste vor mich hin,
und fehlerlos,
ich wäre meines Drangs zu dir kein Hehler.
Ihr, die so vieles hat, fehlt eines bloß
und alles drum — ach wie vermiß ich ihn —
ihr fehlt doch, Liebste, was mir fehlt: dein Fehler!

Erlebnis

Ich hab von dem fahrenden Zuge geträumt,
ich werde den letzten Zug noch versäumen
und werde den jüngsten Tag dann verträumen
und warte in ewigen Warteräumen
und du bist mir dahin und ich hab dich versäumt.

Und so fährst du dahin und du hast mich versäumt
und ich muß meinen Traum deinem Leben räumen
und er lockte zu leben, dich trieb es zu träumen
vorüber an Bäumen und Himmelssäumen,
als ich von dem fahrenden Zuge geträumt.

Dank

Was weiß die Welt, wie Weiber sich erwärmen!
Mit seinem Maß nur mag der Mann sie messen,
was drüber ist, verachten und vergessen,
und was darunter, minniglich umschwärmen.

Moral des Mangels will die Lust verhärmen
und bindet sie an Normen und Intressen;
läßt sie sich ins Prokrustesbett nicht pressen,
fangt jener ob der Größe an zu lärmern.

O Welt, die niemals zu der Quelle dringt,
durch die sie lebt — an jedem Tage neuer
empfängt der Geist sie und das Werk gelingt!

Dich Gnadenvolle fühl' ich ungeheuer,
der meine Seele in Äonen singt.
Ich stürze mich in deine Abenteuer!

Vom Zuspätkommen

DER VORLESER AN DAS PUBLIKUM

Vor den Prager Vorlesungen hat sich ein Jux abgespielt, der einem Wohlgelaunten einen ernstgemeinten Hinauswurf erspart hat und der sich noch steigern sollte, als er diesen förmlich reklamierte. Der Kritiker der Bohemia war, wie aus Nr. 546 — 550 der Fackel erinnerlich sein dürfte, dafür vorge-merkt und zwar mit Beziehung auf das Recht des Saalmieters und in der billigen Erwägung, daß man, wenn man schon die Preßfreiheit des schwachen Verstandes und des bösen Willens gewähren lassen muß, doch nicht gezwungen ist, in dem Raum, in dem man zu eindrucksbereiten Menschen spricht, einen Fremdkörper zu dulden, und daß die unberufene und von mir nicht berufene Instanz ihr Vorurteil, das sie ja vor der Darbietung fertig hat und das durch keinen gegenteiligen Eindruck zu erschüttern wäre, auch in Druck geben kann, ohne ihr leiblich anzuwohnen. Daß so etwas, dessen Existenz im Weltraum doch mein Problem ist, ausgerechnet mit mir denselben Saalraum teilen und sich erdreisten soll, am nächsten Tag die Zuhörer über ihre, ja über seine eigenen Eindrücke irrezuführen, ist absurd; und kann ich einem, der mir seine Lyrik angetragen und vergebens gehofft hat, sie mir durch Verehrung schmackhaft zu machen, schon nicht das Recht nehmen, die Abrechnung mit mir mit dem Saldo zu beschließen, daß ich zwar ein »hinreißender Essayist« aber ein »miserabler Lyriker« sei, und keinem gesunden Jungen, der sich journalistisch ausleben kann, es verwehren, meine Gedichte eine »Alterserscheinung« zu nennen, so ist es doch unerträglich, daß so etwas behaupten soll, es habe diesen Eindruck von der unmittelbaren Empfängnis meiner Wirkung nach Hause getragen. Ich werde in keinem Falle dulden, daß sich die Lust an der Wahrheitswidrigkeit, die ich als ein journalistisches Element erkannt habe, und die Ranküne, in die sich die hysterische Befangenheit einer unbefriedigten Anbetung flüchtet, an der Gelegenheit meines persönlichen

Auftretens betätigen. Die Aufregung darüber, daß ich den Angestellten einer Zeitung, die mir etliche Fußstritte zu verdanken hat, auch den »Bediensteten einer Journalrache« genannt habe, mag immerhin insofern nicht unberechtigt sein, als ja wirklich schon seine persönliche Enttäuschung vollauf zur Erklärung des Falles ausreicht und ja dort wo der ehrliche Mangel an Überzeugung keineswegs zu bestreiten ist, das Motiv der Zeitung eben nur in der Möglichkeit zum Vorschein kommt, daß ein Urteil in Druck gelegt wird, welches selbst von meinem Todfeind als der Exzeß eines Gereizten gewertet würde. Denn daß das anerkannte Unvermögen darauf besteht, mich »von der fixen Idee meines Lyrikertums zu befreien« und als letzte Kapazität »den Fall hoffnungslos« befindet, hat allen Eingeweihten, die wissen, wie leicht in solchen Fällen Druckerschwärze verschrieben wird, und wie sich die bedenklichsten Patienten der Zeit als Ärzte aufspielen, ein Gelächter entlockt, und von der fixen Idee, daß ich Verse schreiben kann, scheinen ja mit mir schon Leute befallen zu sein, die just nicht im Verdacht der Geistesschwäche stehen, wengleich sie sich gewiß nicht die Urteilssicherheit der Kommis zusprechen könnten. Wie abgehärtet ich nun als Autor gegen die Usance bin, daß das Motiv einer »gekränkten Eitelkeit«, die so sichtbar ihres Amtes waltet, auf mich überwältigt wird, als Vorleser bin ich für solche Spaßetteln nicht zu haben, und der Entschluß, tabula rasa zu machen, war gefaßt. Aber Journalisten soll man nicht einmal hinauswerfen wollen; man wird sie dann erst nicht los. Er brachte ein Feuilleton, worin er, indiskret wie sie schon sind, den Plan verriet und das Ereignis, das doch für das Prager Publikum eine Überraschung bilden sollte, ankündigte. Da es ihm aber damit allein noch nicht erspart geblieben wäre, zitierte er, nämlich um zu beweisen, daß man sehr wohl seine Ansichten ändern könne und daß er das Recht habe, mich heute nicht mehr zu verehren — ein Recht, das ich dieser Persönlichkeit weiß Gott nicht verkümmert hätte —, eine Verherrlichung des Herrn Otto Ernst, die ich selbst im April des Jahres 1893 geschrieben haben soll, bevor ich ihn im April des Jahres 1914 als »Strandläufer von Sylt« bis auf die Beine entblößt habe. Daran erinnere ich mich; jenes weiß ich nicht, kann es nicht nachprüfen, aber glaube es, wiewohl es in der Bohemia behauptet wird. Und nicht daß ich damals auf den Tag 19 Jahre alt geworden war, mag mich entschuldigen — die Jugend, die an mir irre wurde, führe die Minderjährigkeit, anstatt der Minderwertigkeit, für sich ins Treffen —, sondern daß jener Otto Ernst, der sich ja erst viel später zu einem der vorbildlichsten deutschen Spießbürger entwickelt hat, damals, so unwahrscheinlich es heute klingt, mit Liliencron, Dehmel, Henckell und Arent ein Vorkämpfer der modernen Bewegung im Conrad—Kreise war. Aber der wesentliche Unterschied der beiden Fälle, die dem Herrn, der als »wohlgelaunter Zuhörer« meiner Vorlesungen zu beharren erklärte, in den spaßigen Titel »Karl Otto Ernst Kraus« zusammenlegbar scheinen, dürfte, von allem Wesensabstand der beiden Verehrten abgesehen, vielleicht darin zu erkennen sein, daß ich ja in den »literarischen Flegeljahren« den von mir verehrten Otto Ernst nicht um Förderung meiner Lyrik angebettelt habe und erst als er sie mir sichtlich versagte, die seinige miserabel fand, wozu ich mir überdies ein paar Jahrzehnte Zeit gelassen hatte. Daß die Produktion des Herrn Otto Ernst tatsächlich miserabel ist und als solche schon allgemein anerkannt, sondert den Fall ja auch einigermaßen von jenem andern, wo ich das Objekt der Verehrung bin und wo der Abtrünnige sich in einem putzigen Gegensatz zur Ansicht so vieler Zeitgenossen befindet und eben derjenigen, die sich heute über den Otto Ernst im Klaren sind. »Daß die Verehrung, die man Kraus in den literarischen Flegeljahren gezollt hat, nach und nach verschwindet«, ist eine biologische Tatsache, die ich schon zum Schutze gegen lästige Manuskripten-

dungen gern anerkenne. Nur daß einen der Mißerfolg anspornt, die Flegeljahre zu prolongieren, habe ich nicht gern; besonders wenn man doch heute ein Schriftsteller ist, »dessen Unbeeinflußbarkeit noch nie einem Zweifel unterlag«. Item, eine Hamletnatur wie ich bin, ließ ich der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkt werden. In dem Maße der Frechheit, aus meiner Geringschätzung eines feuchtfröhlichen Philisters analoge Rechte mir gegenüber ableiten zu wollen, war eine Remedur an Ort und Stelle leider unmöglich geworden, denn der nun vollends berechnete Hinauswurf wäre mißverstanden, nämlich von dem Betroffenen als Polemik und vom Publikum als Überschätzung des Gegenstandes aufgefaßt worden. So hat es die 'Bohemia', die nicht einmal Annoncengeld erhalten hatte und sich trotzdem bereitfand, durch ein Feuilleton die Aufmerksamkeit der Deutschen Prags auf meine Vorlesungen zu lenken, ihrem Kritiker ermöglicht, der ersten bis zum Schluß beizuwohnen, und statt einer gehässigen Kritik erschien dann ein durchaus sachlicher Bericht, in dem wahrheitsgetreu festgestellt wurde, daß der Hinauswurf diesmal nicht erfolgt sei, und der Kritiker für alle Fälle die Absicht mitteilte, die nächsten Vorlesungen nicht zu besuchen. Damit war der angestrebte Zweck erreicht und ein Hinauswurf in effigie, wie ihn die Zeitung selbst ihren Lesern geboten hat, ist sicherlich wünschenswerter, als ein Aufsehn im Saal, zu dem ich mich wirklich nur sehr schwer entschlossen hätte. Ich bekomme aus hundert Städten unausgesetzt Bitten, dort Vorlesungen zu halten, und widerstrebe im Vollgefühl der Härte nicht so sehr wegen des Zeitmangels und der Reisequal, als weil ich kein Mittel weiß, die mühevollere Aufgabe ohne die in Gunst und Mißgunst lästige Begleiterscheinung zu lösen, die Presse, die im Gegensatz zu der Wiener Kollegenschaft auch ohne Freikarten sich zur Abgabe eines Urteils bemüßigt fühlt. Das korrekte Verhalten der 'Bohemia' — von Wien gar nicht zu reden — sollte in einem Berufskreise, der wie kein anderer auf Solidarität hält, beispielgebend sein, damit ich nicht in jedem einzelnen Fall genötigt wäre, einen Hinauswurf zu unterlassen. — Die hier veröffentlichte Ansprache, die, für den letzten Abend vorbereitet, auch auf das drollige Ereignis Bezug nimmt, ist nicht gehalten worden. Wie wenn das Publikum erwartet hätte, daß die abgesagte Prozedur zu Beginn des letzten Vortrags nachgeholt würde und auch der Vertreter der 'Bohemia', um nichts zu versäumen, anwesend wäre, gab es überhaupt kein Zuspätkommen und dadurch war dem Protest gegen diesen Brauch jede Gelegenheit entzogen, wie ihm auch alle Resonanz bei einem Auditorium gefehlt hätte, das nicht unmittelbar der Pein solcher Störung ausgesetzt war. Die Ansprache wird aber veröffentlicht, damit es dem Vorleser auch künftig erspart sei, sie zu halten, und vor allem, damit auch das Publikum der Wiener Vorlesungen schwarz auf weiß besitze, was es sich selbst und ihm schuldig ist.

*

Nicht nur im eigenen Namen, auch in Übereinstimmung mit der überwiegenden Mehrheit des Auditoriums gebe ich dem Unwillen über die bis zum Abschluß dieser Vorlesungen treue Gefolgschaft ihrer Störer Ausdruck. Ein Druckfehler in der Zeitung, der den Beginn der ersten Vorlesung auf 8 Uhr verlegte, hat ein Zuspätkommen an diesem Abend begreiflich erscheinen lassen, wiewohl von dem Käufer einer Karte füglich erwartet werden kann, daß er auch ihren Text lese und wenn sich dann ein Problem ergibt, sich zu informieren trachte. Aber die Zuspätkommer sind damals nicht um 8, sondern um halb 9 Uhr im Saal erschienen. An den folgenden Abenden bis heute demgemäß nicht um halb 8, sondern um 8 Uhr. Mit aller Deutlichkeit sei — für den

Fall künftiger Vorlesungen — gesagt, daß ich keineswegs gewillt bin, zu den unvermeidlichen Störungen, die schon die Unruhe einer sitzenden Vielheit mit sich bringt, und zu den Hustenanfällen, die pünktlich die schweigende Morgenröte eines Liliencron'schen Verses vernichten, auch noch diese fast planmäßige Betätigung einer Gleichgültigkeit gegenüber dem Vorleser und vor allem gegenüber der aufnahmewilligen Mehrheit des Publikums in Kauf zu nehmen. Wenn sich diesem Zustand nicht anders abhelfen läßt, so wird es wohl am besten sein, daß sowohl die Störer als auch ich, der ja einen weiteren und mühevolleren Weg bis zum Mozarteum hat als sie, nämlich den von Wien nach Prag, daß wir eben beide zu Hause bleiben. Wer eine Karte erwirbt, erwirbt mit ihr nicht auch das Recht, die andern, die eine Karte erworben haben, um ihr damit wohl erworbenes Recht auf das Anhören des Vortrags zu prellen. Und er erwirbt damit auch nicht das Recht, wie es gestern geschehen sein soll, vor der Tür Schimpfreden gegen den Vortragenden auszustoßen, der die selbstverständlichste Maßregel zum Schutze des Publikums zuläßt, nämlich, daß die Zuspätkommenden wenigstens die Beendigung eines Vortragsstückes außerhalb des Saales abzuwarten haben. Die Meinung eines dieser schon als Zeitgenossen, geschweige als Raumgenossen. unerwünschten Gäste, die für sich die Freiheit in Anspruch nehmen, den andern zu vergewaltigen, und die sich zuerst Zeit lassen, um dann die Geduld zu verlieren — die Meinung, daß ich seinesgleichen »nur kujonieren wolle«, wäre selbst dann nicht berechtigt, wenn der Zuspätkommer gar bis zu meinem eigenen Abtreten vom Podium zu warten hätte, da ich durchaus nicht einsehe, wie ich dazukomme, diese Wanderung zu den Plätzen sich vor meinen Augen vollziehen zu lassen. Der mir von den Wartenden intimierte Rat, kürzere Vortragsstücke an den Anfang zu stellen, stößt natürlich auf taube Ohren, da, wenn beim Aufbau des Programms überhaupt eine außerkünstlerische Erwägung mitsprechen könnte, doch weit eher die Rücksicht auf das anwesende als auf das abwesende Publikum sich Geltung verschaffen würde. Mehr Rücksicht auf dieses und eine größere Härte gegen die pünktlich Anwesenden kann es schon nicht geben, als daß man auf die Zuspätkommer ohnedies eine Viertelstunde wartet. Ich muß mit allem Dank für die aufmerksame Haltung der Mehrheit des Publikums es aussprechen, daß mir eine derartige konstante Vergewaltigung eben dieser Mehrheit durch eine ziemlich umfangreiche Minderheit noch in keiner Stadt vorgekommen ist. Sie wäre in viel höherem Maße geeignet, mich zu einem Verzicht auf weitere Vorlesungen zu bestimmen, als etwa die Belästigung durch eine Publizistik, deren Vertreter in so possierlicher Weise auf seinem Hinauswurf bestanden und mir damit tatsächlich, nachdem ich diese Prozedur doch angekündigt hatte, einen meiner flagrantesten Widersprüche nachgewiesen hat. Aber ich kann da zu meiner Entschuldigung nur vorbringen, daß ich alles reiflich erwogen habe, das Ultimatum wie den Verzicht, daß ich mich zu nichts zwingen lasse, weder zum Abdruck talentloser Gedichte noch zur Duldung einer kritischen Instanz, die sich infolgedessen über meine eigene lyrische Produktion aufzutut, noch auch zur Effektuierung einer Lieferung, die mir — und ich behalte mir die Darlegung der Gründe vor — eben nicht in jedem Zeitpunkte tunlich erscheint. Und schließlich muß ich doch sagen, daß mir ein in Erwartung der Ereignisse pünktlich erscheinender, wenngleich sich vorzeitig entfernender Zeitungsmann noch immer willkommener ist als jene Leute, die mit dem Billett auch das Recht auf das Stören des Vortrags erworben haben möchten und auf gröbliche Unanständigkeit gegen jene, denen es bloß um das Hören zu tun ist.

Notizen

VORLESUNGEN

Berlin und Prag

Berlin, Sezession, 8. Dezember, halb 8 Uhr:

I. Gryphius: Tränen des Vaterlandes. — Monarchie und Republik. — Alle Gebildeten begreifen. — Szenen: Bahnhof bei Wien / Wiener Magistrat / Standort des Armeeoberkommandos [Die betrunkenen Generalstäbler). — Mythologie / Du seit langem einziges Erlebnis / Eros und der Dichter / Todesfurcht / Im Untergang.

II. Epilog. — Das Ehrenkreuz. — Aus dem Ungarischen. — Orgovan (mit Vorbemerkung), — Szene: Zwei Generale. — Reklamefahrten zur Hölle.

Ebenda, 11. Dezember, halb 8 Uhr:

I. Vom Pfuirufen (Der Vorleser an das Publikum). — Wie es kam. / Der kleine Brockhau. / Wiener Faschingsleben 1913. / Petite chronique scandaleuse. — Vazierende Löwen. — Szene: Erzherzog Friedrich.

II. Vorbemerkung. Aus »Literatur« (Aus dem Vorwort / Der Sohn / Der Spiegelmensch, der Sohn und die Bewunderer). Abenteuer der Arbeit / Der Reim / Du bist sie, die ich nie gekannt / Todesfurcht / Gebet an die Sonne von Gibeon.

(Die weiteren Vorlesungen hätten am 14. und 17., eine fünfte, eingeschobene, am 16. Dezember stattfinden sollen. Wegen Erkrankung wurde diese auf den 20., die beiden anderen auf den 21. und 22. verschoben.)

Ebenda, 20. Dezember, halb 8 (Ihr:

I. Ibsen: Aases Tod. — Vorbemerkung. Gryphius: Der Tote an den Lebenden / Weckherlin: Ein Rundum an eine große Fürstin / Klaj: An eine Linde / Vorbemerkung. Arnold: Verse über L / Harsdörffer: Verse über S / Günther: Trost—Aria / Vorbemerkung. Schwieger: Der Haß küsset ja nicht / Ramler: An den Frieden; An die Könige / Klopstock: Das Versprechen; Die frühen Gräber / Vorbemerkung. Eschenburg: Elisens Tod / Vorbemerkung. Göckingk: Als der erste Schnee fiel; An sein Reitpferd; Klagelied eines Schiffbrüchigen auf einer wüsten Insel über den Tod seines Hundes; Was hat Bestand? / Vorbemerkung. Claudius: Abendlied; Phidile; Der Tod und das Mädchen; An — , als ihm die — starb; Der Mensch; Kriegslied.

II. Jugend / An einen alten Lehrer / Sonnenthal / Vor dem Einschlafen / Der Ratgeber / Der Irrgarten / Verlöbniß / Traum vom Fliegen / Leben ohne Eitelkeit / Alle Vögel sind schon da / Traum / Schnellzug / Der sterbende Mensch / Unter dem Wasserfall.

Ebenda, 21. Dezember, halb 8 Uhr:

I. Jacobsen: Die Pest in Bergamo. — Claudius: Ein Wiegenlied bei Mondschein zu singen / Mörike: Am Rheinfall / Liliencron: Die betrunkenen Bauern.

II. Die Wortgestalt (»Zur Sprachlehre«). — Vorbemerkung. Aus »Literatur« (II. Akt bis zum Abgang des Waschzettels).

III. Vorbemerkung. Monolog des Alfred Kerr. — Wedekind: Der Zoologe von Berlin. — Das Ehrenkreuz / Wiener Faschingsleben 1913) / Petite chronique scandaleuse.

Ebenda, 22. Dezember, halb 8 Uhr:

I. Goethe: Helena.

II. Es werde Licht / Ich habe einen Blick gesehn / Der sterbende Soldat / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Verlöbniß / Eros und der Dichter / Sendung / Todesfurcht / Silvesterruf an die Welt.

Zu »Literatur«:

Szenen aus meiner magischen Operette »Literatur«, die auch dem nicht Eingeweihten annähernd einen Begriff von dem Schauder vermitteln, mit dem mich das Scheinmenschentum in der Literatur erfüllt, und von der Verachtung, mit der ich es in den schon wartenden Höllenrachen der Presse dirigiere.

Nach »Literatur« und vor dem Monolog des Alfred Kerr:

Ich möchte auch die Gelegenheit dieses Berliner Aufenthaltes nicht vorübergehen lassen, ohne dem Geist, der von der so gearteten Generation mit Recht und am dauerhaftesten verehrt wird, meine Huldigung darzubringen.

Zu einem Gedicht von Jakob Schwieger:

Ein Dichter, den heutigen Deutschen nicht einmal dadurch bekannt, daß nach ihm die wichtigste Bordellstraße Hamburgs benannt ist.

*

Prag, Mozarteum, 27. Dezember, halb 8 Uhr:

I. Epilog. — Alle Gebildeten begreifen. — Vorbemerkung. Szenen: Winter in den Karpaten / Der Nörgler und der Optimist [Feldpostbriefe] / Wallfahrtskirche / Bahnhof bei Wien / Landesverteidigungsministerium / Kriegsministerium / Vorbemerkung. Ringstraßenkaffee. — Im Untergang.

II. Die Republik ist schuld / Wohnungswechsel. — Jugend / Du seit langem einziges Erlebnis / Eros und der Dichter / Du bist sie, die ich nie gekannt / Todesfurcht.

III. Vazierende Löwen. — Szene: Erzherzog Friedrich. — Aus dem Ungarischen. — Orgovan (mit Vorbemerkung). — Reklamefahrten zur Hölle.

Ebenda, 28. Dezember halb 8 Uhr:

I. Ibsen: Aases Tod. — Liliencron: Die betrunkenen Bauern. — Peter Altenberg / Abenteuer der Arbeit / Der Reim / An einen alten Lehrer / Sonnenthal / Vor dem Einschlafen / Der sterbende Mensch.

II: Der kleine Brockhaus / Wie es kam. — Monolog des Alfred Kerr. — Wedekind. Der Zoologe von Berlin. — Das Ehrenkreuz.

III. Szenen: Moschee / Elfriede Ritter und die Reporter. — Aus: Ein christlicher Dreh. — Mir san ja eh die reinen Lamperln [Mit Begleitung]. — Post festum.

Ebenda, 29. Dezember, halb 8 Uhr:

I. Vorbemerkung. Hauptmann: Die Weber I. und II. Akt.

II. Der Bauer, der Hund und der Soldat / Wiederseh'n mit Schmetterlingen / Leben ohne Eitelkeit / Traum / Schnellzug / Sendung / Apokalypse. — Szene: Gog & Magog.

III. Dichterschule, — Der Zug / Wiener Faschingsleben 1913 / Petite chronique scandaleuse.

Ebenda, 30. Dezember, halb 8 Uhr:

I. Vorbemerkung. Gryphius: Der Tote an den Lebenden / Klaj: An eine Linde / Weckherlin: Ein Rundum an eine große Fürstin / Vorbemerkung. Eschenburg: Elisens Tod / Vorbemerkung. Göckingk: Als der erste Schnee fiel; An sein Reitpferd; Klagelied eines Schiffbrüchigen auf einer wüsten Insel über den Tod seines Hundes; Was hat Bestand? / Vorbemerkung. Claudius: Abendlied; Phidile; Der Tod und das Mädchen; Ein Wiegenlied bei Mondschein zu singen; Der Mensch; Kriegslied.

II. Die Wortgestalt. — Vorbemerkung. Aus »Literatur« (II. Akt bis zum Abgang des Waschzettels). [Begleitung — zum Couplet des Schwarz—Drucker — wie in der Vorlesung vom 28. Dezember: Fritzi Pollak.]

III. Szenen: Zwei Generale / Standort des Armeeoberkommandos [Die betrunkenen Generalstäbler]. — Silvesterruf an die Welt.

Vor den Szenen:

Es bleibt leider immer angebracht, Szenen aus den »Letzten Tagen der Menschheit« ihr, die aus dem Weltkrieg nichts gelernt, aber alles von ihm vergessen hat, vorzulesen. Doch gerade in der Hauptstadt dieser Republik, deren Entstehen und Gedeihen jedem ehrlichen Hasser der alten Kriegswelt am Herzen lag, dürfte es nützlich sein. Damit die Verzerrung und Schändung des Antlitzes dieser Menschheit durch die militärische Glorie einer Öffentlichkeit zum Bewußtsein komme, die im Hochgefühl nationalen Gewinns zuweilen von keiner republikanischen, ja selbst von keiner sozialistischen Besinnung in der Lust zu hemmen schien, die Befreiung aus der alten Schmach des blutigen Fibelwahns in der neuen zu genießen.

Vor »Ringstraßenkaffee«:

Dieser Szene sei die Hoffnung vorangeschickt, daß ihr tragisches Grauen nicht durch das Lachen beeinträchtigt werden möge, das die Pein ihres entsetzlichen Jargons dem Vorleser noch jedesmal vermehrt hat.

Zu Hauptmanns »Die Weber« I. und II. Akt:

Aus dem in jedem Sinne revolutionären und immer zeitgemäßen Werk, das ich schon im Jahre 1893 wiederholt zum Vortrag gebracht habe. Es stammt aus der Zeit, da die Wesensfülle, im Menschlichen und im Dichterschen, noch nicht zur Goethelarve erstarrt war und zu der Reife, mit Ehrendoktoraten behängt zu werden.

*

Abgesehen von den Exzessen in 'Berliner Volkszeitung' und 'Bohemia', sind Kritiken in der 'Freiheit', und im 'Berliner Börsencourier', längere Aufsätze im Prager 'Sozialdemokrat', in der 'Prager Presse', 'Tribuna' und im 'Prager Tagblatt' erschienen. Der des zuletztgenannten Blattes (1. Januar) wird hier wiedergegeben, erstens aus Eitelkeit, ferner weil die Wiener Hörer erfahren wollen, wie Vorlesungen im Ausland — und zumal eine von »Literatur« in Prag — verlaufen, und schließlich weil sie, ohne gerade in meinem Fall Vergleiche mit Wiener Mustern anstellen zu können, das Beispiel eines sachlichen, über dem journalistischen Niveau erlebten Anteils vor sich haben, der von den Übungen jener im Enthusiasmus wie im Unglück völlig verantwortungslosen Vortragskritik absticht, zu der in Berlin und in Wien meistens Gerichtsaa— oder Beinbruchreporter berufen sind. Wie keine der ehemals häufigern Zitierungen, die nur das Zeitecho dort festhalten sollten, wo es sich nicht zum

Schweigen verurteilt hat, will auch diese nicht besagen, daß mir das Schweigen nicht grundsätzlich erwünschter ist in einer Runde, in der die würdige Äußerung nur die Ausnahme bildet:

Vorlesungen von Karl Kraus

Das Wort, das in ihm wirkt, und aus dem er spricht, hat niederschmetternde Kraft, wenn man es, fern vom Anblick des Mannes, in gleichmäßiger Druckschrift liest. Wäre es anders, könnte man aus den Lettern, in denen das Erlebnis Karl Kraus aufbewahrt ist, den Prozeß dieses Erlebens nicht erregt nachschaffen, so müßte sich ein im Voraus als absurd zu erkennender Zweifel an der Fern — und Nachwirkung einstellen. Aber trotz der erschütternd ins Weite gehenden Eindringlichkeit des gedruckten Wortes legt die Saalgemeinschaft neue Werte zu den aus der Lektüre erworbenen. Im Hören und Sehen schließen sich selbst für den minder guten Leser, der ratlos vor einer aus Haß und Liebe zusammengesetzten Erscheinung steht, die vielfarbigem von diesem Lichtkörper ausgehenden Strahlen zur überraschend selbstverständlichen Einheit zusammen. Die Frage: wie kann dieser eine Satiriker und Anbeter, Drachentöter und Liebhaber, Tyrann und Troubadour, Kritiker und Schöpfer, Philosoph und Kupletsänger zugleich sein, diese Frage löst sich vor einem hinschwebenden Klang, vor einem Kinderlächeln, vor einem Blick voll Güte und Wohlwollen, der die eben noch drohende Gebärde besänftigt. Der Kompetenzstreit der geistigen Ressorts verstummt vor dieser umfassenden Kompetenz, die einem mit dem Bewußtsein höchster Verantwortlichkeit Begnadeten das Recht gibt, zu richten und zu dichten, weil er der berufene Versther und Verkünder des menschlichen Gesetzes ist.

Welche von einem einzigen Mann, mit keinem anderen Instrument als der Stimme bestrittene Veranstaltung könnte sich an Fülle und Tiefe mit den vier aufeinanderfolgenden Vorlesungen vergleichen, die in dieser Woche, jegliche Reklame verschmähend, vor ausverkauften Sälen stattfanden. Es ist nicht leicht, darüber zu entscheiden, ob der Eindruck mächtiger war, wenn Kraus dem eigenen oder dem fremden Wort — das dann doch immer zum eigenen wird — seine Sprache lieh. Wäre man schon bereit zu sagen, daß die Vorlesung zweier Akte aus den »Webern« ein zitternd genossenes Wunderwerk der Meisterschaft war, eine Vielheit von Menschenstimmen zum einstimmigen gewaltigen Aufruf zusammentönen zu lassen, aus dessen Klangstärke selbst optische Visionen aufsteigen, und daß diese Wirkung nicht überboten werden konnte: so denkt man dann doch wieder an die furchtbaren Szenen der »Letzten Tage«, mit ihren grauenhaften Tierstimmen, welche die unvergeßliche Musik zu einer Erinnerung liefern, die lebendig zu erhalten Kraus aufs leidenschaftlichste sich bemüht. Er zeichnet in die gesegnete Landschaft die Riesenfiguren Gogs und Magogs, er gibt den Rhythmus des Wiener Kaffeehauses mit krächzenden Chören der Wucherer, er stellt ein musikalisches Gruppenbild aus einem Nachtlokal am Standort des Armeeoberkommandos, er liest nichts als das offizielle Programm einer militärischen Feier — und die Schmach einer Vergangenheit wird lebendig, die, dermaßen akustisch festgehalten, für den Hörer zur unverlierbaren Warnung

vor dem Versuch wird, sie jemals als Zukunft wiederauferstehen zu lassen. Wie wäre es schwer für den Mann, der nur mißratener Menschen Feind, aber nicht Gottes Feind ist, von da den Weg zu finden zu der friedfertigen Andacht eines Matthias Claudius, dessen Abend— und Mondlieder in seinem Munde die zarteste Melodie erhalten? Und indem der eigene Reichtum danach drängt, sich in Klang zu verwandeln, entstehen Verse, die bald in schmetterndem, rhetorischem Rhythmus den Kampf gegen die Zeit und ihre Mißgestalten reimgebunden fortsetzen, bald dem Erlebnis der schlichtesten reinen Menschen— oder Naturoffenbarung in Frömmigkeit huldigen.

Eros fehlt nicht im Bereich der Anlässe, die den Versschöpfer Kraus entzünden; aber er ist nicht der Gott der sentimentalен Gefühle, sondern der Hüter der mystischen Beziehung zur Sprache, dieser Geliebten, mit der ihr eifersüchtigster Liebhaber die beglückendsten und ergreifendsten Abenteuer erlebt. Auf diesem Boden, der Kampfplatz und Liebesnest zugleich ist, widerfahren Kraus die Schicksale, die seinen tiefsten Versen Inhalt und Stimmung geben. Er wirbt um die Entschlüpfende, ringt mit der Übermächtigen, schleicht der sich Versagenden nach und ist stolz auf sein Sklaventum, wo andere sich anmaßen, Beherrscher zu sein. Von dieser Auffassung bestrahlt, gewinnt sein Kampf mit den literarischen Sprachmißbrauchern das eigenartigste Aussehen. Indem er sie befiehlt, streitet er gegen den Einbruch in das Reich, das seiner Liebe vorbehalten ist, wehrt er die Ansprüche ab, die Unzulänglichkeit oder Vorwitz auf sein Heiligtum erheben. Es ist der Kampf eines Entflamnten, dem selbst die unglücklichsten Stunden der Liebe Beglückung sind, ein Turnier mit Rivalen, die, wengleich schwächeren Atems, doch in dem Stärkeren den ganzen Haß entladen. Der Tiefsinn dieser Verse erschließt sich nicht leicht; aber da ihr Schöpfer die Gabe besitzt, das, was er singt, auch in der gedankenvollsten Weise zu sagen, das Unbewußte der Eingebung durch die Logik des Nach—Denkens zu ergänzen, fährt der Weg des Verständnisses wechselseitig von der Prosa zum Vers. In der Satire »Literatur« löst sich der sonst in Monologen ausgefochtene Streit auch der Form nach in ein dramatisches Spiel auf, das von genial ersonnenen, nein, glattwegs aus der Wirklichkeit in die Dichtung eingesetzten Figuren belebt wird. In der Darstellung des angemäßigten Kontrastes zwischen den Vätern, deren Geschäftigkeit sich im reellen Handel, und den Söhnen, deren Lebenstrieb sich nur scheinbar auf einem erdentrückten Gebiet entfaltet, in der leider phonographisch getreuen Parodie einer arroganten, mit Verfassernamen um sich werfenden Unbildung, in dem mit bewundernswürdiger Feinarbeit gestalteten Spiel der Zitate und Beziehungen wird eine scheingeistige Atmosphäre bei aller Voreingenommenheit und gelegentlichen Grausamkeit so wahrhaft gezeichnet, daß keine kritische Literaturgeschichte dieses lebensvolle und in vielfältigen Tönen klingende Werk übertönen kann, das selbst dort, wo es im Einzelnen vielleicht ungerecht ist, eine höhere Gerechtigkeit übt. Indem derselbe Mann, der die Probleme von Sittlichkeit und Kriminalität als schärfster Durchschauer behandelte, der die Worte in Versen schrieb, der Goethe, Shakespeare, den jungen Hauptmann hinreißend vorträgt, der den Krieg als

Tragödie zu grausiger Anschauung brachte, der sich über die Geheimnisse eines Satzes die wertvollsten Gedanken macht, auch die kurze parodistische Glosse nicht nur zur heitersten Wirkung, sondern auch zu hoher Ehre bringt, enthüllt sich in dieser Vielheit der Stoffe und der Ausdrucksmittel doch immer wieder die Einheit des Menschen, der seine schöpferische Wonne im Wesentlichen findet, im Ursprung, der zugleich das Ziel ist, der unbeirrte Wanderer und Führer zur Wahrheit, der starke kämpferische Sittenlehrer unserer Zeit. Diese Abende des scheidenden Jahres wogen ein ganzes Bündel dessen auf, was man an vielen vorangehenden Abenden an Kunst und Weisheit vorgesetzt erhielt. Mit Kraus »Silvestergruß an die Welt« im Ohr kann man dem Gröhlen dieser und mancher noch kommenden Silvesternacht leichter trotzen.

L. St.

*

Von dem Ertrag der ausländischen Vorlesungen sind 100 Mark einer Notleidenden, 150 csl. Kronen der Hilfe für die Hungernden in Rußland (Aktion des 'Prager Tagblatt') und K 231.680 der Amerikanischen Kinderhilfsaktion: für die Patenschaft (Wien I. Bösendorferstraße 13), dem Landesverband Wien der Kriegsinvaliden: für das Kinderheim am Wilhelminenberg (VIII. Lerchenfelderstraße 1), der Gesellschaft der Freunde (I. Singerstraße 16), dem Kinderasyl »Kahlenbergdorf« und einigen Notleidenden zugewendet worden.

Spenden aus dem Ausland: 1 englisches Pfund und 5 Lire wurden der Aktion »Haus des Kindes« überwiesen, 254 csl. Kronen dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (III. Henslerstraße 3) und einer Notleidenden.

* * *

Wien

Renaissance—Bühne, 22. Januar, 3 Uhr:

I. Grillparzer—Feier (Der letzte Teil des so betitelten Aufsatzes). — Vorbemerkung. Die Treuhänder der Kultur. — Einzug in Paris.

II. Aus: Die letzten Tage der Menschheit: Vorbemerkung. Zwei Verehrer der Reichspost, schlafend / Ringstraßenkorso (IV.) / Die Cherusker in Krems / Der Abonnent und der Patriot / Der Nörgler und der Optimist / Zwei Generale / Winter in den Karpaten / Ebenda / Die betrunkenen Generalstäbler / Armeeeoberkommando / Nach der Winteroffensive auf den Sieben Gemeinden.

III. Die Wortgestalt. — Dichterschule / Jugend / Sonnenthal / Schnellzug / Todesfurcht / Silvesterruf an die Welt.

Ein Teil des Ertrages für die Familie Karl Krist (Spenden überweist das Polizeikommissariat Hernals). — Der Erlös des Programms (wie auch am 27., 13. November und vorher) für die Rettungsgesellschaft.

Vorbemerkungen:

Den Herren Tagschreibern, Kunsthandwerkern und Wissenschaftlern, die sich schon damals wegen der Verpfändung von Kunstwerken aufregten, habe ich im Jahre 1919 den Aufsatz »Brot und Lüge« gewidmet. Ich wollte als Vorwort zu einer neuen Betrachtung, die die fortgesetzte Debatte nötig gemacht hat, das Motto zu dem Aufsatz vortragen, das die Beziehung von Kunst und Leben freilich von einem höheren Gesichtspunkt faßt, als den Wiener Kunstschwätzern erreichbar wäre, und mehr von den Dingen im Himmel

und auf Erden aussagt, als sich selbst die Hochschulweisheit träumt. Es dürfte aber vielleicht auch für die Hörer zu schwer sein und ich möchte Sie darum bitten, es zu lesen.

Eine Szene des V. Aktes, eingestellt zwischen Bilder des grauenvollsten Zusammenbruchs. Alle Kriegsmelodien des Anfangs spielen in einen Traum hinüber. Zwei Verehrer der Reichspost, schlafend.

Renaissance—Bühne, 2. Februar, 3 Uhr:

I. Matthias Claudius: Der große und der kleine Hund. — Restauration / Wohnungswechsel. — Der Zug / Aus dem Ungarischen / Aus dem Deutschen. — Monolog des Alfred Kerr (mit Vorwort zur Begrüßung in Wien.) — Wenn jemand eine Reise tut. — Alles, nur nicht die Gobelins!

II. Eine Prostituierte ist ermordet worden (als Versstück) / Grabchrift / Peter Altenberg († 8. Januar 1919) / Beim Anblick eines sonderbaren Plakates / Elegie auf den Tod eines Lautes (mit Vorbemerkung) / Inschriften (Christen; Das siebente Gebot; Franz Joseph; Der Letzte; Sprachenpflege; Umsturz; Der Funktionär) / Die Grüngekleideten / Die Gerüchte. — Der Biberpelz. — Die Bürger, die Künstler und der Narr.

Ein Teil des Ertrages für Notleidende. — Der Erlös des Programms für die Rettungsgesellschaft.

Auf dem Programm (zu Claudius):

Dieses unbekanntes Sinngedicht ist kein Beispiel seiner Lyrik, aber die Gelegenheit sei benützt, um mitzuteilen, daß bei Perthes in Gotha, Claudius Verwandten und erstem Verleger, eine schöne Auswahl seiner Gedichte (in der nur leider durch ein Versehen das im Nachwort gerühmte »Kriegslied« fehlt), mit entzückenden Familienbildern, kürzlich erschienen ist. Keiner der Hörer sollte es unterlassen, dieses Buch zu erwerben. Eine kleinere Auswahl aus dem Wandsbecker Boten hat der Insel—Verlag herausgegeben; eine ziemlich vollständige Ausgabe — auch mit Stücken, die in Claudius' Sämtliche Werke nicht aufgenommen sind — der Verlag Hesse. Was könnte die deutsche Bildungslüge grimmiger entblößen als die Notwendigkeit, auf den größten deutschen Lyriker aller Zeiten erst aufmerksam zu machen, und die Unmöglichkeit, damit einen Eindruck auf jene zu erzielen, die den Heinrich Heine dafür halten — was eine Kultursatire ergibt, die er auch nicht hätte schreiben können.

Zu »Elegie auf den Tod eines Lautes«:

Aus Deutschland, wo die Leute ihren Nationalstolz dreinsetzen, ihre Sprache zu dezimieren, ganz so wie Ungarn mit der Verminderung seiner Einwohnerschaft prunkt, kommt die Nachricht, daß der Allgemeine Deutsche Sprachverein, eine Art sprachlicher Brachialtruppe unter der Führung eines Herrn Dr. Sarrazin — der es wohl wert ist, daß ihn bekämpft des Christen Schwert — beschlossen hat, nunmehr noch die letzten Dehnungs—h auszurotten, Vokale zu erwürgen und was dergleichen Schandtaten des Wortterrors mehr sind. Der Horthy der Sprachgurgelabschneider, ein Horthy ohne h, propagiert als Kostprobe den Tell—Monolog in der neuen Fassung:

Durch diese hohle Gasse muß er kommen,
es führt kein anderer Weg nach Küßnacht usw.

bis zu der Ur, die abgelaufen ist, was offenbar der deutschen Sprache zugerufen wird. Man traut seinen Oren nicht. Das letzte, was dem deutschen Volk geblieben ist, ist somit seine Ere. Ich habe schon vor sieben Jahren diesen Teufel in meiner »Elegie auf den Tod eines Lautes« all die Wand gemalt. Was damals Karikatur war, ist heute ein Bericht.

Vorwort zu »Alfred Kerr am Schreibtisch«:

Alfred Kerr ist heute unstreitig ein Charakterkopf der deutschen Literatur, der sich von mir schon dadurch unterscheidet, daß er weit mehr Bart hat. Man kann ruhig davon sprechen, da es in der Öffentlichkeit bekannt ist und dieser Vorzug nur scheinbar ein Körpermerkmal betrifft, in Wahrheit aber ein geistiges. Das Publikum kann sich davon überzeugen, wenn es morgen in den Musikvereinsaal geht, und nach jeder Richtung Vergleiche anstellen. Von Körpermerkmalen mag man wohl sagen, daß es unziemlich wäre, sie hervorzuheben, aber mit einem Vollbart kommt man nicht auf die Welt oder wenn schon, so kann man ihm Einhalt gebieten, und wenn man ihn statt dessen bei jeder Premiere herumzeigt, so hat man es sich selbst zuzuschreiben. Neidig, wie ich auf alles bin, was ich nicht habe, lag ich kürzlich in Berlin im Grippefieber und es ist gewiß für mich bezeichnend, daß mir dabei nicht der ErIkönig vorschwebte, sondern nur zumute war, als hätte ich den Bart des Alfred Kerr in den Bronchien. Genau so war es, und ich möchte nie wieder Grippe haben. Es wird übrigens versichert, daß dieser Bart sich überaus flaumig anfühle, und das stimmt durchaus mit den zarten Impressionen überein, die wir von diesem Schriftsteller kennen und die ihm die Verehrung der Generation gesichert haben. Aber ich habe meine Vorurteile und vermag leider eine Stimme, die nur durch eine kleine Öffnung in einem Rosenbeet hindurchzudringen scheint, nicht zu hören. Da stimmt eben eins zum andern und ich kann nur sagen: Ecco. Viele schätzen diese Diskretion, einen Satz, in dem nichts gesagt wird, noch durch drei Punkte zu unterbrechen, wodurch ja eine gewisse Bedeutsamkeit entstehen mag, die den Leser auf die Vermutung bringt, daß dieser Autor noch viel zusagen hätte, wenn er alles sagen wollte und etwas zu sagen hätte. Oder wie zum Schluß eines dieser feuilletonistischen Atemzüge, die numeriert sind, weil sie halt bei einem Asthmatiker gezählt werden müssen, noch was in Klammern draufgeben wird, so beiläufig, so leger, so aus dem Handgelenk, ganz unverbindlich, aber doch. Also etwa von einem Regisseur: Bruck ist allemal ... stimmungsvoll. Und zum Schluß: (Das Schwebende fehlt.) Daß dieser Edelfeuilletonist, der für Berlin, wo man so schon alles weiß, nur andeutet und einen gestockten Stil schreibt, aber als Korrespondent für die Provinz einen fließenden (wobei er freilich von jedem Zifferer und Salten gemeistert wird) — daß so etwas zur modernen Literatur gehört, ist ein deutsches Geistesfaktum wie alles übrige, was sich auf diesem Gebiet täglich zu trägt. Und daß er während des Krieges die ordinärsten Spottverslein gedichtet hat wie jene Unappetitlichkeit gegen Lord Grey, die ich erst kürzlich zitiert, und wie jenes Rumänengedicht, das ich in mein Drama aufgenommen habe, kann dem Schmelz und Duft dieses Spürers der feinsten Dinge keinen Eintrag tun. Besonders wenn er zarte Reisetimmungen punktiert und von Venedig anzudeuten beginnt, so gewiß kennerisch, Piazza—intim und mit einem unterdrückten Was soll die einsame Träne — da sind die Bewohnerinnen des Kurfürstendamms, die ja mit dem Colleone per du sind, ganz aus dem Häuschen, aus dem Palais, aus dem Palazzo! Wie ich damals im Fieber lag, trat Erhöhung ein, als ich das Berliner Tageblatt, auch kurz B. T. genannt, zur Hand nahm, diesen widerlichsten Katalog des Kaufhauses der deutschen Kultur, und zum Schluß der Kritik einer Goldoni—Aufführung kam:

Und ich dachte währenddessen: — An Goldonis Denkmal (wenn man von der Piazza durch die Merceria geschlendert ist ... die Tauben sitzen ihm auf dem Kopf; heiliges Venedig!) — an seinem Denkmal möcht' ich morgen vorübergehen.
Infame Valuta!

Alfred Kerr

Ja, das ist ganz einer von dem Stamme jener Heine, die da witzig werden, wenn sie lieben, das heißt, den Witz, den sie nicht haben, machen. Zur Begrüßung dieses sympathischen Geistes, dessen Favoritstellung bei der literarischen Jugend, also bei jenen, die noch schwächer sind, mir zum Glück schon manchen Verehrer entzogen hat, lese ich die Szene »Monolog des Alfred Kerr«.

*

Nachschrift. Ich habe nicht zu viel versprochen. Die Zuckerkanndl weiß zu berichten:

... man empfand *hohes Vergnügen*, einen der geistigsten Menschen des heutigen Deutschland vor sich zu sehen und *in seinem romantisch bekränzten Gesicht Widerschein des Glanzes zu finden*, der von seiner Lyrik ausgeht ... *Das Publikum war begeistert.*

BITTE AN KINDERFREUNDE

Verleger, die noch immer glauben, daß die Fackel »Rezensionen« bringt, sobald man ihr nur die Exemplare zuschickt, werden darauf aufmerksam gemacht, daß diese — besonders wenn sie »Besprechungsstücke« heißen — sofort verkauft und die erzielten Einnahmen der *Kinderausspeisung* zugeführt werden. Dem gleichen Zwecke fällt das Porto anheim, das Korrespondenzen beiliegt. Um zahlreichen Einlauf wird gebeten.

Der Verlag der Fackel

In Nr. 557 — 560, S. 55, Z. 13 v. u. (in einem Teil der Auflage) sind in dem Worte Hand die ersten zwei Buchstaben unsichtbar.,

In Nr. 577 — 582, S. 23, Z. 4, 5 lies anstatt »ver—versuchen«: versuchen; S. 24, Z. 14 v. u. anstatt »sieht«: steht; S. 63, Z. 17 v. u. anstatt »Karrikaturen«: Karikaturen; S. 78, Z. 1 anstatt »Menscheit«: Menschheit.

In Nr. 583 — 587, S. 6, Z. 8 v. u. anstatt »Bekennntnis«: Bekenntnis; S. 14, Z. 14 anstatt »Hauptmans«: Hauptmanns; S. 29, Z. 3 anstatt »Wanderes«: Wanderers; S. 34, Z. 2 der Druckfehlerberichtigung anstatt »S. 42«: S. 44; S. 42, Z. 19 v. u. (in einem kleinen Teil der Auflage) anstatt »Wahrscheinlichkeit«: Wahrscheinlichkeit; S. 49, Z. 6 anstatt »Pharaoenwunder«: Pharaonenwunder; S. 65, Z. 16 anstatt »eine«: einen; S. 73, Z. 12 anstatt »ist, der«: ist der (ohne Komma); S. 75, Z. 13 v. u. anstatt »Verlag die Fackel«: Verlag der Fackel; S. 79, Z. 1 anstatt »es«: 's.

10. Jänner 1922

An die Postdirektion *Pardubitz*

Tschechoslowakei

Wir haben am 9. 1. eine in Pardubice 5. 1. abgestempelte rekommandierte Sendung eines Fackelheftes, die am 23. XII. abgegangen war, mit der Bemerkung zurückbekommen: *Ol est interdit, d'expédier, parce—que la dénomination »Tschechien« n' existe pas.* Das »Verbot« der Zustellung, die in hundert analogen und gleichzeitigen Fällen von tschechoslowakischen Postämtern anstandslos durchgeführt wurde, scheint eigens für diesen einen Fall in Kraft getreten zu sein. Wir werden nicht ermangeln, an maßgebender Stelle in Prag davon Mitteilung zu machen, daß die zehn Tage, die Sie zur Verständigung in einer Sprache, die keine ihrer Landessprachen ist, gebraucht haben, auch uns viel Mühe — nebst den vergeudeteten Aufgabe— und Reklamationsspesen — gekostet haben. Sie hätten ein besseres internationales Gefühl bewiesen, wenn Sie die Sendung, deren Bezeichnung ohne eine kränkende Absicht erfolgt ist, ohne jede im Verkehrsleben so störende Wehleidigkeit zugestellt hätten.

Der Verlag der Fackel.

8. Februar 1922

An die Postdirektion *Czernowitz*

Rumänien

Wir haben ein Heft der Fackel, das an einen Leser in Czernowitz rekommandiert abgegangen war, mit der Bemerkung: »An den Absender zurück. Emden«, sonst ohne jeden amtlichen Vermerk, zurückbekommen. Das Heft ist überdies verstümmelt, indem die letzten vier Seiten nebst der Beilage fehlen, und in dem einleitenden Aufsatz »Monarchie und Republik« sind mit rotem Stift Stellen bezeichnet, wo von den »Parasiten der Entkräftung« die Rede ist, von dem »Kronreif, durch den erlauchte Geister wie Goethe und Schopenhauer in ihrem Denken über die Dinge der Menschheit an irgend einem Punkt beengt«, waren, von der »Funktion der Monarchen, den denkenden Menschen, ohne ihre Henker zu bemühen, um einen Kopf kürzer zu machen«, von den »Drohnen, von denen die Königin der Bienen umschwärmt wird«, und davon, daß die Tiere »den Besten, Stärksten und Größten zu ihrem Führer ausersehen und nicht jenen unter ihnen, dessen Vorzug, einer bestimmten Familie anzugehören, seine Erbärmlichkeit wettmachen soll«. Die Bezeichnung dieser Stellen will offenbar den Grund dafür andeuten, daß dieses Heft nicht in Czernowitz zugestellt werden durfte. Sollte nun eine dazu berufene Stelle in Czernowitz bestehen, die die Zensurierung vorgenommen hat, so können wir uns gewiß nicht gegen die Verhinderung des Einlasses jenes Heftes verwahren, da es sich natürlich durchaus unserer Beurteilung entzieht, ob diese Behörde mit Recht oder Unrecht in jenen Stellen eine Gefahr für den Bestand der rumänischen Monarchie erblickt. Wogegen wir uns aber wohl verwahren können, ist, daß sie das Heft, das sie eben damit als unser Eigentum anerkennt, in beschädigtem und vor allem in verunreinigtem Zustand an uns zurückleitet, wodurch sie den sicherlich unberechtigten Schein erweckt, als ob wir es ihr zur Zensurierung eingereicht hätten. Es ist klar, daß die Zensurbehörde — immer vorausgesetzt, daß eine solche überhaupt besteht und mit dieser Angelegenheit befaßt war, das Recht hat, das Heft von der Beförderung

auszuschließen und je nach ihren speziellen Befugnissen es zu konfiszieren oder an den Absender zurückzuleiten, aber keinesfalls hat sie, von der Sachbeschädigung abgesehen, das Recht, jenem ihre Gedankengänge, für die er sich nicht im geringsten interessiert hat, in Form von roten Strichen mitzuteilen. Da wir jedoch nicht annehmen können, daß eine amtliche Stelle sich so sehr im Irrtum über ihre Kompetenzen befindet, so nehmen wir viel lieber an, daß es sich um die Fleißaufgabe eines Czernowitzer Postbeamten handelt, den das Heft als Privatlektüre angezogen haben mag, der aber seine Gesinnung nicht so sehr zum Schutze der Monarchie, der er nunmehr angehört, als vielmehr zur Erinnerung an die Monarchie, der er einstmals angehört hat, betätigen wollte. Wir beehren uns, Sie auf diese Möglichkeit, einem Übelstand auf die Spur zu kommen, aufmerksam zu machen, und würden auch unsrerseits gern daran mitwirken, indem wir, wenn sich der Fall wiederholen sollte, uns an die rumänische Gesandtschaft wenden würden, um vielleicht die Remedur solchen Mißbrauchs zu erzielen.

Der Verlag der Fackel

N.—ö. Landesabgabenamt in Wien, I. Bräunerstraße 4 — 6.
Z. 935 / 2 / 21. LA.

Betreff: Verlag »Die Fackel«, Vorlesungen Karl Kraus am 16. November, 8. und 28. Dezember 1919 sowie am 9. Mai 1920 im Konzerthausaale.

An den

Verlag »Die Fackel«

in Wien III.

Die vorgelegten Schriftstücke, betreffend die Veranstaltungen am 16. November, 8. und 28. Dezember 1919 im Konzerthausaale worden nach Einsichtnahme *zurückgemittelt*.

Wien, am 3. Dezember 1921.

N.—ö. Landesabgabenamt.

Konvolut.

Der Vorstand.

Die Zuschriften des amtsführenden Stadtrates (Nr. 583 — 587 »Meine Lustbarkeiten«) haben den Fall zu meiner Zufriedenheit erledigt und die Phantasie, soweit sie magistratischen Dingen gewachsen ist, kann sich ausmalen, was sich hieramts diesbezüglich begeben hat. Immerhin hätte der Stadtrat auch dafür sorgen können, daß sein Amt, wenn es in Österreich schon nicht üblich ist, daß Behörden, die ein Unrecht begangen haben, um Verzeihung bitten, überhaupt nicht mehr an mich schreibe und was es »zurückzumitteln« hat, wortlos zurückmittelt. Der Entschluß, die Vorlesungen nur noch im Ausland abzuhalten, ist bis zur nächsten Kasmaderei vertagt. Der Magistrat möge aber versichert sein, daß eine zweite Androhung der Vorführung durch die k. k. Sicherheitswache den Untertan, der dann schon außerhalb der Monarchie weilen wird, nur als Steckbrief erreichen könnte.

Die Anzeige

7. Februar 1922

An den Magistrat Wien, Abteilung 5.

Auf die uns durch einen Amtsdienner zugestellte Mahnung erwidern wir:

Es ist richtig, daß wir nicht binnen einer Woche nach Kundmachung des Gesetzes über die Inseraten—Abgabe die Anzeige erstattet haben. Wir hätten sie aber auch weiterhin nicht erstattet, weil wir uns nach dem Wortlaut des Gesetzes dazu nicht für verpflichtet halten. Wir wären nicht in der Lage, ihr »ein Verzeichnis der von uns für die Aufnahme von Anzeigen geforderten Gebührentarife beizulegen«, weil wir keine Anzeigen, infolgedessen keine Gebührentarife und darum auch kein Verzeichnis derselben haben. Wir halten uns ferner nicht für »verpflichtet, Bücher oder sonstige Aufzeichnungen zu führen, aus denen die für die ausgeführten Anzeigen vereinnahmten Entgelte«, also die Annoncengewinne, »ersichtlich sein müssen«, und nicht für »gehalten«, dem Magistrat »über die in dem vergangenen Monate für die Veröffentlichung oder Verbreitung von Anzeigen aller Art vereinnahmten Entgelte«, also über die Annoncengewinne, »Rechnung zu legen«, und zwar aus dem Grunde, weil wir keine solchen haben¹. Wir sind aber leider auch nicht imstande, diese Tatsache durch Vorlegung von irgendwelchen Aufzeichnungen zu erhärten, da wir nicht vereinnahmte Gelder bisher nicht gebucht haben. Daß wir sie nicht vereinnahmt haben, ließe sich durch die Beschaffenheit und den äußeren Eindruck der vierten allerdings bedruckten Umschlagseite der Fackel beglaubigen, die ausschließlich die Bücher ihres Herausgebers anzeigt — wofür er nichts zu bezahlen braucht —, ferner Mitteilungen an die Leser enthält, jeweils die Inhaltsangabe des vorigen Heftes und an der Spitze die Bemerkung: »Unverkäuflicher Anzeigenraum«. Ein Beweis dafür, daß dieser Raum tatsächlich unverkäuflich und jeweils unverkauft ist, läßt sich nicht erbringen. Wohl aber müßte das Gegenteil jener beweisen, der das Gegenteil behaupten würde. Wir geben ohne weiters zu, daß es sich hier um ein Unikum im Zeitschriftenwesen handelt, welches aber gerade als solches schon eine gewisse Notorietät für sich in Anspruch nehmen darf.

So sehr wir mit dem Gesetz Über die Einhebung einer Inseratensteuer sympathisieren, bedauern wir auf ihre Mahnung bloß erwidern zu können, daß es auf die Fackel keine Anwendung findet.

Der Verlag der Fackel

Wenn man bedenkt, daß der Amtsdienner, dessen Gehalt die Erneuerung des Schuhwerks nicht allzu oft ermöglichen dürfte, durch einen Straßendreck, wie ihn wohl noch nie eine Stadt der Welt darzubieten hatte, und unter der

1 Ein Problem der Logik: Es ist unmöglich, nachzuweisen, daß etwas **nicht** existiert. So ist das Ungeheuer von Loch Ness keineswegs deshalb ein Phantasieprodukt, weil es noch nie jemand gesehen hat. Eines der dummen Weiber vom Lügenfernsehen erreicht aber die Klimax mit dem Satz: »Es gibt **nachweislich** keine Islamisierung in Deutschland.«

Gefahr von den Dächern fallender Schneeklumpen sich den weiten Weg vom Rathaus in die Hintere Zollamtsstraße gebahnt hat, nicht ohne vielleicht seine Gesundheit aufzuopfern, so muß man schon zugeben, daß diese Behörde bei der Durchführung eines Gesetzes mit unerbittlicher Korrektheit und wahrlich ohne Ansehen der Person vorgeht. Gegen dieses Gesetz wäre umsoweniger einzuwenden, als es zugleich mit der wirtschaftlichen einer kulturellen Notwendigkeit gerecht wird, indem es den Zeitungen das Leben erschwert und also der Menschheit erleichtert. Wir wollen nur hoffen, daß der Betrag, den die Kommune mit der Säuberung des geistigen Weichbildes dieser Stadt hereinbringt, auch der Straßenreinigung zugutekommen wird. Sonst aber wäre zu sagen, daß wohl in keinem Staat — außer eben in denen dieser schiechgebornen Mittelwelt — die Grobheit, auf der sich die Autorität aufbaut, zum Fachausdruck erstarren und das Anschnauzen der Partei noch als Drucksorte in Erscheinung treten könnte. Wo denn würde man es selbstverständlich finden (und es sonst gar nicht verstehen!), daß einem zugerufen wird: »Die Anzeige *hat* zu enthalten« oder: »Gemäß § 7 des Gesetzes *sind Sie gehalten*«, wobei die Grobheit dem Deutsch eine Möglichkeit ablistet, die es außerhalb Österreichs gar nicht hat. Dabei diese seit der Niederlage so angestrengte Sucht nach Deutsch und dieses lächerliche Bestreben, je mehr Wien zum Hochstapelplatz der Nationen wird, mit besonderer Berücksichtigung des levantinischen Moments, und je seltener man auf der Straße ein deutsches Wort zu hören bekommt, den Fremdworteverkehr zu unterbinden und sich an der Sprache dafür schadlos zu halten, daß nun alles um 100.000 »vom Hundert« teurer geworden ist. Diese magistratische Mahnung ist geradezu das Vorbild der Methode, dem Krampf der Vermeidung eines Fremdworts das greulichste und zugleich possierlichste Undeutsch und dem Deutschen ein Maximum von Klanghäßlichkeit abzugewinnen. Man muß es im Zusammenhang erleben:

... der Anzeige ist ein Verzeichnis der von Ihnen für die Aufnahme oder Versendung von Anzeigen geforderten Gebührentarife sowie ein Musterexemplar der von ihnen vertriebenen Druckschriften beizulegen. Jede Änderung in den Gebührentarifen ist anzuzeigen. Gemäß § 9, Abs. 2 des Gesetzes sind Sie verpflichtet, Bücher oder sonstige Aufzeichnungen zu führen, aus denen die für die ausgeführten Anzeigen vereinnahmten Entgelte ersichtlich sein müssen. Gemäß § 7 des Gesetzes sind Sie gehalten, dem Magistrate bis zum 25. jeden Monates über die in dem vergangenen Monate für die Veröffentlichung oder Verbreitung von Anzeigen aller Art vereinnahmten Entgelte und den sonach sich ergebenden Abgabebetrag Rechnung zu legen und den entfallenden Abgabebetrag gleichzeitig bei der städtischen Hauptkassa zur Einzahlung zu bringen.

Tant de bruit um die Forderung, eine Annoncensteuer zu zahlen! Man glaubt, einem durch die Annäherung eines Fremdworts bewirkten epileptischen Anfall beizuwohnen. Und wie würde der Patient erst exzedieren, wenn man ihn hinterher aufmerksam machte, daß ihm ein Musterexemplar, ein Tarif und eine Kassa herausgerutscht sind. Natürlich ist »Musterexemplar« hier der reine Blödsinn, der füglich auch durch »Exemplarmuster« hätte ersetzt werden können. Der Fremdwortscheue müßte sich mit »Muster« oder »Probestück« begnügen, denn »Musterexemplar« kann nur ein vorbildlich gelungenes Exemplar, also ein Mustermuster bedeuten. Und die »von Ihnen vertriebenen Druckschriften«! Vertreiben kann man die »Ware«, aber nicht die Art der Ware; Druckschriften vertreiben heißt sie wegtreiben. Leider ist es mir bisher noch nicht gelungen und ich kann nur hoffen, daß es dem vorzüglichen An-

noncengesetz gelingen wird, das leider durch seine Sprache meine Sympathie beeinträchtigt. Die Flucht vor den gut deutschen Worten »Annonce« oder »Inserat« führt unfehlbar dort in eine Schlinge, wo das Wort »Anzeige«, gegen das ja an und für sich nichts einzuwenden wäre und das gewiß keine Mißgeburt wie jenes gräßliche »Anschrift« vorstellt, mit jener Anzeige kollidiert, die man dem Magistrat zu machen hat. Der Stilist scheint dessen in einem luziden Intervall (hellen Augenblick) inne geworden zu sein und in seiner Verwirrung *ersetzt* er die »Anzeige« nicht, da er ihr ja völkische Treue gelobt hat, sondern *ergänzt* sie durch »Inserate. Das sieht dann so aus:

Sie haben entgegen der Vorschrift des § 6 des Gesetzes vom 2. Dezember 1921, L.—G.—Bl. für Wien Nr. 144, betreffend die Einhebung einer Gemeindeabgabe von *Anzeigen* aller Art in Zeitungen und sonstigen in Wien erscheinenden Blättern, Schriften oder Druckwerken (*Anzeigen—Inseraten—Abgabe*) ihre Unternehmung nicht binnen einer Woche nach Kundmachung des Gesetzes (28. Dezember 1921) dem Magistrat zur *Anzeige* gebracht.

Alstern damit man sich auskenne und wisse, daß man die Inserate anzuzeigen und nicht etwa die Anzeige zu inserieren habe. Wiewohl ich ja wie man sieht imstande bin, auch dieses zu tun und zwar ohne ein Entgelt dafür zu vereinnahmen. Während ich tatsächlich nicht imstande bin, meine Unternehmung zur Anzeige zu bringen, weil ich sie eben noch nicht zu einem Inserat gebracht habe, woraus hervorgeht, daß der Magistrat sich mit seiner Mahnung wieder einmal in der Anschrift geirrt hat, weshalb ihm wohl nichts übrig bleiben wird, als mich durch die k. k. Sicherheitswache vorführen zu lassen.

Dichter für die Schule

Herzzerreißend ist der Schrei der Reichspost um die Erhaltung jener »Jugendschriften«, aus deren Bildungstoff man die Trottel, Beamten und Schriftleiter der Monarchie gemacht hat und an der, eingehüllt in Lorbeerreiser, nun auch das Gemüt einer republikanischen Jugend erwachsen möge. Die tiefe Beschämung, unter geistigen Mißgeburten und Raritäten einer Pofelkultur leben zu müssen — die einen schon beim bloßen Anblick des christlichsozialen Abendblattes erfaßt —, weicht beinahe dem Mitleid mit einer Menschensorte, die doch schließlich und endlich, so erstaunlich es sein mag, auch von Gott geschaffen ist und sich nun »dersteßt« um die für den Schulgebrauch approbierten Alphabeten, an denen sie selbst sich herangebildet hat, und sie als »Klassiker der Jugendliteratur« reklamiert, selbstverständlich nicht ohne die Säuberung, die die Reformer vornehmen, ein »Ramatama« zu nennen. Indem einen also wieder der Ekel zu würgen beginnt und man sich entschließt, dieses Ungeziefer doch noch hassenswerter zu finden als das Ärgste, was einem auf der andern Seite begegnen kann, fühlt man sich objektiv genug, um die geistige Unzuständigkeit der Leute, die in der Hinausfegung alles glorreichen Mistes aus der Schülerbibliothek ihren Mann stellen mögen, beklagenswert und das freidenkerische Besserwissen, das in geistigen Dingen versagt, antipathisch zu finden. Wer ein »Dichter« ist — jenseits der Tendenzfrage, die den Gesichtspunkt der pädagogischen Reform bildet —, haben natürlich diese so wenig wie jene zu entscheiden, wenngleich diese immerhin besser als jene wissen mögen, wer keiner ist. Es ist echt bürgerschullehrerlich wie eh und je, wenn einer da verkündet:

An die Stelle der entthronten Götzen werden wir *unsere Dichter* — Ausgaben für die Klassenlektüre — setzen, von denen die gegenwärtige Gemeindeverwaltung bereits *Tausende* von Exemplaren den Schulen zugewiesen hat: so Andersen, Fouqué, Grillparzer, Grimm, Hauff, Hebel, Hoffmann von Fallersleben, Keim, Musäus, Reinick, Rosegger, Schiller, Stifter, Storm. Folgen werden Anzengruber, Brentano, Eichendorff, Ertl, W. Fischer, Ginzkey, Goethe, Greinz, Hamerling, Kernstock, Petzold, Raimund, Schönherr, Uhland und andere mehr.

Der Herr Lehrer hat teils um eine Bevorzugung zu vermeiden, teils aus Übung die alphabetische Reihenfolge eingehalten, wodurch natürlich die größten Ungerechtigkeiten entstehen. Mir wurde dabei zumute wie damals, als ich noch aufgerufen wurde, und ich will, da mein Gedächtnis es vierzig Jahre behalten hat und damit es ihm späterhin nicht entfalle, die »III.a« hier entladen:

Abel, Benedek, Benedikt, Berger, Böhm, Bogusch, Cora, Dalabonna, Ebner, Eisler, Grünwald, Kaindl, Kinsky, Koch, Kohler, Kohler II, Kotzlik, Kraus, Lench, Maly, Markus, Meyer, Mendl, Marchesetti, Nowak, Nowinsky, Ofenheim, Orenstein, Pospischil, Praxmarer, Riedel, Roland, Scharrer, Schilling, Schlesinger, Schmidt, Schönbrunner, Schubert, Schückert, Selb, Szekely, Terzer, Titze, Tutsch, Vesque, Zitterer.

So, das wäre hinter mir, und ich wollte wenigstens in dieser Liste gedruckt sein, denn bis zur Andern habe ichs noch nicht gebracht. (Bei Benedikt braucht man übrigens an nichts Schlechtes zu denken und Zitterer ist kein Druckfehler.) Ob Keim und Reinick Dichter sind und ob nicht etwa Rosa Luxemburg mit einigen ihrer Briefe besser für einen pädagogischen Reformgeist und einen künstlerischen Geist zeugen würde, muß der Herr Lehrer wissen. Aber daß Goethe zwischen Ginzkey und Greinz zu stehen kommt, ist halt ein ausgesuchtes alphabetisches Pech. Es wäre ihm erspart geblieben, wenn die Neuerer nicht ernsthaft der Meinung wären, daß ein Franz Hofmann—Büchel, so wohltätig seine Entfernung wirken mag, der Jugend gefährlicher ist als die Literatur, die die Herren Ginzkey und Kernstock betreiben. Herzlich schlechte Dichter sind ja auch sonst in der Liste, aber hier war nicht einmal die Gesinnung ein Ausschließungsgrund. Dazu also gibt es eine sozial gerichtete Reform der Jugendschriftenlektüre, dazu muß einer in deren Verteidigung das Bekenntnis ablegen:

Den armen Opfern der imperialistischen Machtidee gilt unser tiefstes Mitgefühl, den Urhebern der Kriegsgreuel aller Zeiten unsere tiefste Mißachtung, jedoch über fremde Völker zu triumphieren, haben wir keine Ursache, und auch den Kindern müssen derartige Haßgefühle fremd bleiben

um stolz darauf hinzuweisen, daß der Herr Ginzkey in Tausenden von Exemplaren den Schulen zugewiesen wird, jener Kriegsschreiber, der den Erstickungstod der Russen in den masurischen Sümpfen in einem Gluck—gluck—Poem verherrlicht hat. Wie auch Herr Ertl, der in der Zeit, da die Zentralmachtlüge schon zum Himmel stank, den Vorschlag machte, die siebente Kriegsanzleihe »Wahrheitsanzleihe« zu taufen als Paroli gegen »alle Lügen und Verleumdungen, mit denen unwürdige Machthaber und Zeitungsschreiber der Ententeländer ihre eigenen Völker und die Welt betrogen, vergiftet und mißleitet haben«. Der berechtigte Stolz darauf, daß künftig nicht mehr das Aufsatzthema »Inwiefern ist das Masurenland vorzüglich zum Russenfang geeignet« bearbeitet werden soll, wird doch einigermassen beeinträchtigt durch die

Genugtuung darüber, daß der Ginzkey in annähernd so viel Tausenden Exemplaren vorhanden sein wird, als Russen im Masurenland unschädlich gemacht werden können. Wie auch Herr Kernstock, der wohl die Haßgefühle wie kaum ein anderer Versmacher genährt und den Urhebern der Kriegsgreuel statt der tiefsten Mißachtung die höchste Glorifizierung hat angedeihen lassen, in Kriegsgreueln des Worts, die alles überbieten wollten, was jene den Menschen gegen den Menschen verüben ließen. Was taugt die Ausmerzung vom Lesestücken in der Art wie:

Hei, da haben wir mit unseren Karabinern dreingehauen, als gälte es, Klötze zu spalten. Hab auch viele Russenschädel zerschlagen, hurra!

wenn doch der Kernstock approbiert wird, mit dem sichs auch kunstgerecht zuschlagen ließ und von dem die lyrische Weisung stammt:

Steirische Holzer, holzt mit gut
Mit Büchsenkolben die Serbenbrut!
Steirische Jäger, trifft mir glatt
Den russischen Zottelbären aufs Blatt!
Steirische Winzer, preßt mir fein
Aus Welschlandfrüchtchen blutroten Wein!

Aber man soll nicht glauben, daß der Herr, der ein geistlicher Herr ist, daß der Priester, der die Kreatur Gottes auf den rechten Weg geleitet hat und der, als ihn die Grazer Universität wegen seiner Verdienste um eine ordentliche Kriegführung auch zum Ehrendoktor der Philosophie machte, von der Republik, und von niemand anderm als vom Schulreformer selbst, beglückwünscht wurde — daß er nicht auch ein Spezialist im Masurentod ist. Den haben sie damals alle als die ergiebigste Methode besungen und so auch er mit einem zum Schulgebrauch geradezu herausfordernden Reim:

Da winkte Gott — der Rächer kam,
Das Racheschwert zu zücken
Und, was dem Schwert entrann, im Schlamm
Der Sümpfe zu ersticken.

Nun wird man wahrscheinlich einwenden, daß diese Schreiber ja nicht in ihrer Eigenschaft als Antreiber der Kriegsbestialität, sondern lediglich als Sänger des Frühlings, der Wälder, der Heimat und sonstiger, von der Schulreform unberührter Erbaulichkeiten und Schönheiten — deren Erlebnis sie zwar den Feinden nicht gönnen wollten, aber doch den Eigenen — der Jugend dargeboten werden sollen. Aber darüber, ob man die Geisteswelt blutiger Dilettanten, die ganz so eine Einheit des Kitsches bildet wie die Welt der künstlerischen Persönlichkeit die Einheit des Werts, in sich teilen und trennen kann, und was der Frühling in der Hand dieser Schreiber wert ist, auch wenn sie nicht blutbefleckt wäre — darüber werde ich mich mit den Pädagogen in keine Debatte einlassen, und gehe natürlich von meinem Vorurteil nicht ab, daß hier das Bukolische schon ganz so ein schöner Dreck sein wird wie das Heroische. Aus sich selbst verständlich aber könnte jenen das Argument sein, daß sogar wenn es möglich wäre, daß hier ein Wert neben den Unwerten gewachsen ist, es noch immer unerträglich und schändlich wäre, daß die Republik anstatt ein Strafgericht an solchen Barden und Bringern des Unheils zu vollziehen und da man es doch vergessen müßte, daß sie ihre Toten überlebt haben, ihnen ein Fortleben im Gedankenkreis der Generationen sichert, die ganz gewiß nicht verhindert wären, auch nach den Haßgesängen dieser Schöpfer zu greifen. Daß die Schulreformer aber nicht einmal die Kriegsmaterie als solche gänzlich ausgemistet haben, würde, solange es nicht ausdrücklich berichtet wird, ein Fall beweisen, bei dem auf die seltsamste Art meine

Vorstellung, die die Gespenster der Wirklichkeit sieht, im Spiele zu sein scheint. Als ich die Schülerliste der zur Aufnahme reif befundenen Dichter las, fehlte mir der Herr Otto König, einer der tüchtigsten Mutmacher des Weltkriegs, der als Leibdichter des Erzherzogs Friedrich — und das gibt schon was aus — im Hauptquartier gewelt und sich von dieser kastalischen Quelle alle Inspiration geholt hat, die damals zur Befeuerung der Frontkämpfer erforderlich war. Da fiel mir denn die Namensgleichheit mit einem Kritiker der Arbeiter—Zeitung ein, den ich in Stil und Urteil für eine der stärksten Zumutungen auf dem Gebiete der Wiener Kunstkritik halte und der bescheidener Weise nie etwas dazu getan hat, seine doch zweifellos unanfechtbare Gesinnung gegen die Gefahr einer Verwechslung mit jenem Kriegsliteraten zu schützen, der seinerseits durch pazifistische Bestrebungen in der Nachkriegszeit, durch einen »Entfesselten Schrei« und dergleichen, einer Verwechslung mit sich selbst, obschon erfolglos, vorzubeugen sucht. Da erschien in der Reichspost, und bis heute unberichtigt, in einem der schmerzreichen, jedoch trostlosen Artikel gegen die Jugendschriftenreform die Behauptung, daß auf dem Index das Buch »Kameraden vom Isonzo« von Otto König nicht enthalten sei. »Sollten auch hier«, hieß es da weiter, »persönliche Beziehungen maßgebend sein, weil der Verfasser bereits in den Spalten der Arbeiter—Zeitung Buße tut für seine damaligen kriegerischen Exkursionen mit der Feder?« Man kann gewiß nicht annehmen, daß die Verwechslung nicht ausschließlich auf der Seite der Reformfeinde, sondern auch in den Kreisen, die dem einen Otto König nahestehen, passiert ist und dem andern zum Nachteil der Schuljugend zugutekommen soll, und es wäre schon arg genug, wenn auch ohne das Motiv einer irrtümlichen Gunst — häßlich in der Absicht, komisch im Effekt — die Behauptung wahr wäre, daß ein solches Buch nicht auf den Index gesetzt sei. Bis sie berichtigt wird, muß es immerhin schwer fallen — so leicht einem das sonst bei der Reichspost fallen mag —, an eine Lüge zu glauben, wenn doch die Begünstigung der Gesinnungsgenossen des Kriegsdichters Otto König einen Gegenstand pädagogischen Stolzes bildet.

Es ist ja keine schöne Welt, in die das heutige Kind erzogen werden soll und auf die der Bürgermeister von Wien einen Ausblick mit den Worten eröffnet: »Wir brauchen tüchtige Menschen, damit wir imstande sind, die Schäden zu heilen, die der Krieg angerichtet hat, Menschen, die es möglich machen, daß unsere Produktion konkurrenzfähig auf dem Weltmarkt wird«. Die Bestimmung des Menschen war von jeher, konkurrenzfähig zu sein, und das Leben, in das der Schüler »dereinst hinaustreten« sollte, der Weltmarkt oder auch der Tandelmarkt, je nachdem, aber immer der Markt. Die Erziehung, die nun als dazu nötig erkannt wird, mag sich vorteilhaft unterscheiden von der andern, die dasselbe Ziel mit den Behelfen jenes romantischen Unfugs fördern wollte, durch den sich die Eroberung des Weltmarkts nur auf eine blutige Art anbahnen und vereiteln ließ, so daß zum gedeihlichen Ende selbst für den Tandelmarkt nichts blieb als die Ritterrüstung, in der nur noch dieses Geschäft zu machen war. Aber es steht zu befürchten, daß die nüchterne Zweckmäßigkeit der erforderlichen und endlich angewandten Mittel weniger durch den beseelenden Einfluß dichterischer Werte erleichtert als durch eine zwar ausgelebte, aber noch nicht ausgenossene Ornamentik beirrt werden könnte. Man muß also wohl Geduld haben und abwarten, bis es den Kindern gelingt, die richtigen Erzieher heranzubilden. Vorläufig unterscheiden sich die Schulreformer von der andern Spezies nicht so sehr durch den Kultursinn als dadurch, daß sie die Lügen, mit denen jene unser Leben dauernd belasten wollen, zwar nicht bejahen, aber auch nicht erkennen und daß sie den blauen Dunst, den jene uns vormachen, nicht haben. Ich für meine Person habe von

dieser eigenartigen Republik, die die Übernahme eines ziemlich unversehrten geistigen Apparats ganz deutlich in ihrer Stellung zur Tatsache der Fackel beweist, kaum mehr zu erwarten als von der Monarchie. Aber so objektiv darf auch ich dieser Tatsache gegenüberstehen — und als so frei vom Ehrgeiz nach Verbreitung wird man einen Autor erkennen, der noch jeder Anthologie die Aufnahme seiner Arbeiten verwehrt hat —, um sagen zu können, daß ich die Einverleibung der Kernstocks in das Material der Jugenderziehung als Affront und die Nichtbeachtung von Gedichten wie »Der sterbende Soldat« oder »Der Bauer, der Hund und der Soldat« mithin als eine Aufmerksamkeit empfinde, welche mich für die Herabsetzung durch jene entschädigt, die mit vollem Recht sagen, daß ich die allgemeine Sache aus dem Gesichtspunkt der eigenen beurteile.

Inschriften

LYRIK DER DEUTSCHEN

Wer kann, ist ihr Mann und nicht einer, der muß,
sie irrten vom Wesen zum Scheine.
Ihr lyrischer Fall war nicht Claudius,
aber Heine.

AN DIE SUCHER VON WIDERSPRÜCHEN

Mein Wort berührt die Welt der Erscheinungen,
die darunter oft leider zerfällt.
Immer doch meint ihr, es gehe um Meinungen,
aber der Widerspruch ist in der Welt.

EXPRESSIONISMUS

Dem, der den Dunst
im Spiele ballt,
wird keine Gestalt,
doch ein Eindruck glücken.
Es ist die Kunst —
daß ihrs nur wißt —
was drinnen nicht ist,
auch nicht auszudrücken.

EIN SATIRIKER

In einem Buch, wo ers ernst getrieben,
ein wahrhaft teuflischer Spott wohnt.
Da wurden Rezensionen geschmiert,
weil er die »Briefe an Gott« geschrieben.

Doch hat jene findige Post sich blamiert,
indem die Zustellung unterblieben.
Er wußte nicht, wo Gott wohnt.

LITERATUR

Weil er sich nicht geniert hat,
glaubt er, er sei ein Genie.
Weil er uns nicht amüsiert hat,
hält ers für Poesie.
Weil er einst onaniert hat,
wirds eine Autobiographie.

DER JOURNALIST

Warum er just diesen Beruf erwählt hat?
Weil er alle andern verfehlt hat.

Alpine Moralgesellschaft

Die Polizei hat keine Neugierde gezeigt, zu erfahren, ob ihre Organe mit Recht oder Unrecht von der Neuen Freien Presse eines ungeheuerlichen Vorgehens beschuldigt worden sind. Der Fall konnte für sie, da sich der Gewährsmann gemeldet hatte und die Erklärung der Neuen Freien Presse, mit der der damalige Polizeipräsident Schober seine Untersuchung abschloß, somit nicht mehr geeignet war, den Schlußpunkt zu bilden, keineswegs erledigt sein. Das wäre, abgesehen von der inveterierten Wurstigkeit gegenüber einem mit dem stärksten sittlichen Nachdruck gestellten Anerbieten, höchst bedenklich. Da die Fackel¹ aber größeren Wert darauf legt als die Polizei, über deren Amtsmoral die Öffentlichkeit zu beruhigen, so sei mitgeteilt, daß der Fall nun ohne ihr Hinzutun zu ihren Gunsten erledigt ist und also keine behördliche, sondern eine journalistische Gemeinheit resultiert und vor allem eine bürgerliche, die in jener Handelswelt spielt, in deren Diensten das unglückliche Mädchen gestanden ist und deren Opfer sie wurde.

Der »angesehene Arzt«, der sich nunmehr redlich bemüht hat, der Gelegenheit auf den Grund zu kommen, hat die folgenden Zuschriften an die Fackel gerichtet:

Wien, 26. XII. 1921

Anspielend auf den ersten Fall, den alle Wiener Zeitungen damals unwidersprochen brachten, daß ein junges Mädchen aus einem Hotel anlässlich der polizeilichen Aufgreifung beim Fenster hinausgesprungen wäre, teilte mir eine Patientin, aktive Beamtin einer großen Unternehmung mit, ihrer Bürokollegin sei Ähnliches passiert.

Ich veröffentlichte den Fall in der Neuen Freien Presse, der ich einfach per Post meine Zuschrift mit Unterschrift und Adreßstampiglie versehen übersandte — an der Qualifikation »ein angesehe-

1 Siehe die Nrn. 561 — 567, 577 — 582 und 583 — 587.

[KK]

ner Arzt« bin ich unschuldig —, in der Absicht und Überzeugung, über von mir gewünschtes Eingreifen einer kompetenten Stelle mit allen Details dienen zu können.

Nach Erscheinen des Berichtes und auf Grund dessen erschien meine Patientin ganz verstört bei mir und bat händeringend um absolute Diskretion, »auch dem damaligen Polizeipräsidenten Schober gegenüber persönlich«, dessen Namen ich nannte.

Ich mußte ihr willfahren. Vielleicht habe ich gefehlt, daß ich nicht vor Absendung meiner Zuschrift die ausdrückliche Einwilligung einholte — ich habe keine kriminalistische Schulung —, aber da würden eben Beschwerden solcher Art nie laut, da die Personen, die bei ähnlichen Gelegenheiten Opfer von Übergriffen werden, begreiflicherweise jedes Aufsehen scheuen.

Ich werde mich übrigens nochmals um Freigebung meiner Aussage bemühen, eventuell bei anderen Beamten des Unternehmens nachfragen, und, wenn ich greifbare Resultate erziele, dieselben dem Herrn Kanzler vorlegen. Über Wunsch bin auch gerne bereit, ihnen etwaige positive Resultate bekanntzugeben.

Hochachtend

— —

Wien, 6. 1. 1922.

Unter Hinweis auf meinen letzten Brief bin ich auf Grund meiner neuerlichen Nachforschungen in der Lage, festzustellen:

Es ist tatsächlich eine Beamtin — die Anstalt ist die *Alpine Montangesellschaft* — aus einem derartigen Vorfall entlassen worden. *Doch kann hieran der Polizei keine Mitschuld beigemessen werden.*

Ich bedauere außerordentlich, veranlaßt durch die große Glaubwürdigkeit der Art der Mitteilung und mehr noch der späteren Beschwörung seitens meiner Patientin, getäuscht worden zu sein.

Hochachtend

— —

Damit hätte das Ergebnis der polizeilichen Untersuchung des Falls — auch jener andere, an den die Notiz der Neuen Freien Presse angeknüpft hatte, ist vom Polizeipräsidenten Schober als journalistische Erfindung qualifiziert, wenn auch leider gleichfalls nicht an Ort und Stelle berichtet worden — eindruckliche Bekräftigung gefunden. Hätte sich der Gewährsmann nicht bemüßigt gefühlt, der Neuen Freien Presse, bei der es doch wahrhaftig nicht auf eine Lüge mehr oder weniger ankommt, als Zeuge für die Tatsächlichkeit seiner Zuschrift beizuspringen, so hätte es bei jenem Ergebnis ohnehin sein Bewenden gehabt, durch welches die Polizei rehabilitiert und auch der Ruf der Neuen Freien Presse, das Organ voller Unverantwortlichkeit zu sein, wiederhergestellt wurde. Das Schandblatt hat die Prüfung des Falls, die sie vor Aufnahme der Zuschrift, deren Absender ihr ja bis zur »Skartierung« wohlbekannt war, hätte besorgen müssen, der Fackel überlassen. Es begnügte sich damit, den Gewährsmann zum »angesehenen Arzt« zu machen, um das Ansehen der Polizei entsprechend verkürzen zu können. Nunmehr ist festgestellt, daß kein Polizeiorgan die Schamlosigkeit besessen hat, bei der Unternehmung, deren Angestellte jene Dame war, »anzufragen«, sondern daß die Alpine Montangesellschaft — eine Gesellschaft, in der ich um keinen Preis verkehren würde — auf anderem Wege Kenntnis von der Begebenheit, die sie einen Schmarren angeht, erlangt und ihrer Finanzmoral durch Betätigung ihrer Ge-

schlechtsmoral aufzuhelfen versucht hat. Daß dergleichen Gesellschaft in der Republik nicht nur am helllichten Tag ihren Geschäften nachgehen kann, sondern auch noch das Privatleben ihrer Angestellten belästigt, zeigt doch, daß der Umsturz es irgendwie falsch angepackt haben muß. Unmöglich könnten sonst die Kreise, die am meisten eine soziale Sekante zu fürchten hätten, derart üppig geworden sein. Es wäre aber eine Herabwürdigung des Lebensrechtes der persönlichen Selbstbestimmung, wollte man gegen die Justiz der Börsenmoral geltend machen, daß jene Beamtin, der ja ihr Chef nicht seine Wohnung zur Verfügung gestellt hat, im Hotel in Gesellschaft ihres Verlobten war. Mit wem immer sie es betreten hätte, um dort »aufgegriffen« zu werden, sie wäre dadurch nicht unwert, Beamtin der Alpen Montangesellschaft zu sein, und wenn sie es nicht aus Neigung, sondern aus materiellen Beweggründen getan hätte, so wäre das doch eher bezeichnend für die Lohnverhältnisse bei der Alpen Montangesellschaft, die dem Ärgernis besser durch Gehaltserhöhung als durch Entlassung abhelfen konnte, als für die Moral ihrer Beamtinnen, in der sie es weiß Gott noch mit den Generaldirektoren aufnehmen werden. Eine einzige Frage ist offen. Ob nämlich die Neue Freie Presse, wenn die Zuschrift des angesehenen Arztes die Beamtin nicht als das Opfer eines Übergriffs der Polizei, sondern lediglich eines Eingriffs der Alpen Montangesellschaft in das Privatleben ihrer Angestellten bezeichnet hätte, auch bereit gewesen wäre, das Ansehen ihrer Geschäftsfreundin zu schmälern. Man kann hundert Alpine gegen eine Zuschrift wetten, daß sie es nicht getan, ja daß sie Bedenken getragen hätte, sich ihre Finger zu verbrennen, wenn sie auch nur gewußt hätte, daß das Opfer des polizeilichen Übergriffs in der Alpen Montangesellschaft angestellt war. Keinesfalls ist zu befürchten, daß diese zu Repressalien schreiten wird. Denn erstens war sie ja nicht genannt, zweitens war die Notiz so gehalten, daß durch die Entlassung, die förmlich automatisch auf die polizeiliche Anfrage erfolgen mußte, auch die nichtgenannte Alpine Montangesellschaft als ein Opfer des polizeilichen Übergriffs erschien, und drittens hieß es doch, daß das unanständige Vorgehen mit einer »anständigen Abfertigung« beglichen wurde und daß es ein »weltbekanntes Büro« ist, in dem die Beamtin beschäftigt war, und das wäre ja nur eine solche Anspielung, auf die keine Entziehung, sondern eine Erhöhung der Freundschaft zu erfolgen pflegt. Der ganze Fall aber, so zeitgültig er sein mag, trägt doch nur die Merkmale seiner Zuständigkeit nach dieser moralisch wie materiell unsaubersten Stadt. Eine Gesellschaft von Geschäftemachern, die eine Angestellte um die Existenz bringen, weil sie auch ein Privatleben hat; eine Presse, die für die Untat die Behörde verleumdet und um keinen Preis die Feststellung der Wahrheit veröffentlicht, weil die Schuldigen einen höheren zahlen; eine Behörde, die lieber ihre eigenen Angestellten beschmutzen laßt, ehe sie gegen die Presse inkulant wäre; eine Nationalversammlung, in der niemand neugierig ist, was denn da los sei, um den Fall entweder bei der kapitalistischen Frechheit oder bei der journalistischen Verlogenheit oder bei der behördlichen Indolenz oder überall zugleich anzupacken; und eine Öffentlichkeit, die die sittliche Bereinigung einem einzigen überläßt, den die Geschwornen dafür wohl wegen Einmischung in Dinge, die ihn nichts angehen, verurteilen würden, und die die Wahrheit für eine Pikanterie hält, die sie mit dem gleichen Interesse hinnimmt und mit derselben Sicherheit, darob nicht den Schlaf zu verlieren, wie die Lüge, die sie vorher gelesen hat und nachher wieder lesen wird.

Aber wenn man sich da einmal begnügt hat, eine solche Öffentlichkeit über etwas zu beruhigen, was sie nicht aufregt, und einen Prozeß für eine angeklagte Behörde zu gewinnen, dessen Ausgang sie nicht berührt, so fällt einem hinterher ein, daß wohl das eine, seine Erklärung in einer Geistigkeit findet, bei der die Menschen sich nur noch das vorstellen können, was ihnen selbst geschieht, und das andere wohl in dem Gefühl, es könnte so oft schon geschehen sein, was in dem einen Falle nicht geschah, daß es unklug wäre, sich über die Zumutung zu entrüsten. Und ist man mit dem Fall, der sich nicht zugetragen hat, fertig, so empfängt man auch schon die Meldung eines Augenzeugen, daß sich soeben auf der Straße vor einem Hotel ein Ringkampf zwischen einem Athleten und einer Frau abgespielt und mit der Niederlage der Frau geendet hat, während jener sich als Polizeikonfident bewährte und sein Triumph eben darin begründet war, daß er sie im Verdacht des sogenannten unbefugten Lebenswandels hatte. Er zerrte sie also über die Straße und stieß sie, um jedes Aufsehen zu vermeiden, hinter ein Haustor, um dort die Amtshandlung abzuschließen. Einer Einmischung in diese wird sich vielleicht der nicht schuldig machen, den ein Speien angeht bei dem Bewußtsein, in derselben Stadt, in demselben Staat und in derselben Zeit zu leben, wo sie sich vollzieht. Herr Schober hat als Polizeipräsident das Möglichste getan, um die Angehörigen eines Berufs, zu dem sich, wie er wohl wußte, nicht just die ritterlichen Naturen drängen, zu menschlichen Umgangsformen zu überreden. Er hat freilich die Frage offen gelassen, ob denn, wenn es nun doch nicht gelänge, weil offenbar die berufliche Gelegenheit eher noch der Bestialität Vorschub leistet, es nicht weiser wäre, den Beruf von jenen besonderen Gelegenheiten fernzuhalten, ihn auf den Umgang mit Einbrechern zu beschränken und uns oder doch mir, und wie ich hoffen will auch sich selbst, das schlafraubende Bewußtsein zu ersparen, daß dergleichen Dinge irgendwo in Wien sich gerade im Augenblick abspielen können. Denn ich wünsche nicht, Bürger eines Staates zu sein, in dem sie möglich sind, und daß ich mich »mit Stolz zu ihm bekennen« sollte, wie der Bundeskanzler in einer Rede von dem wahren Patrioten verlangt hat, davon kann aber schon gar keine Rede sein. Er möge jene Weisheit, auf die Kontrolle des nichtkonzessionierten Geschlechtsverkehrs zu verzichten, wenn nicht seiner eigenen menschlichen Einsicht, so doch einem Shakespeareschen Fall von Irrsinn abgewinnen, der manches bietet, wodurch sich ein Staat in Ordnung bringen ließe, ja sogar wirklich zu dem »Faktor der Ordnung und Ruhe« reifen könnte, der er bis heute nur dank der Indolenz seiner Bevölkerung war und ganz gewiß nicht durch das Verdienst seiner behördlichen Organe, und einem von diesen zurufen: »Du schuftger Büttel, weg die blutige Hand! Was schlägst du diese Hure? Peitsch dich selbst; dich lüftet heiß mit ihr zu tun, wofür dein Arm sie stäupt!« Es ist undenkbar, daß ein Mann von Anstand und Ehre, dem man den Widerwillen gegen solche Dinge zutrauen kann, wenns ihm nicht gelänge, ihre Möglichkeit zu verhindern, auch nur einen Tag der höchste Vorgesetzte einer solchen Gesellschaft sein wollte.

Einzug in Paris

GESPROCHEN AM 22. JÄNNER

Der Gründe, diesem österreichischen Staatsunwesen den Rücken zu kehren — und wäre es auch nur, um da zu bleiben —, gibt es täglich mancherlei, und ein immer vorrätiger ist der Umstand, daß wir zwar nichts haben, womit wir Staat machen können, aber selbst dies noch für ausreichend halten, um Pflanz zu machen, und daß wir das Geld, welches wir zusammenbetteln, mit vollen Händen hinausschmeißen. Da wir selbst beim Zugrundegehen, das schon so lange dauert, nicht vom Fleck kommen und die Erkenntnis, daß der Wiener nicht untergeht, ausschließlich auf der Erfahrung beruht, daß er eben überhaupt nicht gehen kann, so hat sich allmählich ein Zustand herausgebildet, wo uns nix gschehn kann, weil die Welt endlich auf den Geschmack unserer Spezialität gekommen ist. Wir haben nämlich einen Fremdenverkehr, so schwer, daß er gar nicht mehr gehoben werden kann, wodurch uns allerdings wieder etwas fehlt, und es hat sich eben der in der Geschichte der Menschheit seltene Fall ereignet, daß ein Ideal so restlos in die Wirklichkeit umgesetzt wurde, daß uns nichts mehr zu wünschen übrig bleibt als höchstens, daß es noch unerreicht wäre. Das Ausland wußte nicht, was es mit uns anfangen sollte, und so hat es sich entschlossen, zu kommen, sich die Sehenswürdigkeit von einem Staat anzuschauen und uns zu vergönnen, von unsern Parasiten zu leben. Es ist ein Leben von morgen auf heute und vom Mund in die Hand, aber wir bringen uns weiter, indem wir halt dem Abgrund entgegengehn, was für uns, die gewohnt sind, nicht vom Fleck zu kommen, immerhin den Reiz der Neuheit hat. Die Fremden kommen auf ihre Kosten und auf unsere, und da wir keine Spaßverderber sind, so zieht sich zwar für uns der Weg bis Paris, aber für sie nicht bis Wien. Störend berührt nur unser fortwährender Hinweis darauf, daß sie sich nunmehr in einer Stadt befinden, in welcher einst Schubert gewirkt hat, denn zur Erzielung des angestrebten Zwecks würde ja vollauf ihr Gefühl genügen — dem sie sich gar nicht entziehen können —, in der Stadt zu sein, in welcher Lehar noch wirkt. Für die Annäherung der Nationen, soweit sie in der Welt der Stinnes und Loucheur überhaupt erreichbar ist, hat wahrlich das eine Schwarzenberg—Kasino mehr getan als alle Manifeste von Romain Rolland, und mehr ist nicht zu machen. Während nun unser Finanzminister mit schonungsloser Folgerichtigkeit erkannt hat, daß unser Besitz an alter Kultur den Fremden nur dann imponieren wird, wenn wir ihn ihnen verkaufen, um so wenigstens Nahrung zu erhalten, ist leider unser Unterrichtsminister der Ansicht, daß wir eh das Volk der Phäaken sind und daß wir noch etwas spendieren sollen, um vom Ausland auch als Kulturfaktor angesehen zu werden. So hat denn dieser Staat, der mit jedem Versuch, zu betteln, nur die Erkenntnis bereichert, daß ihm nicht zu helfen ist, der aber seine Dummheiten in der festen Zuversicht begeht, daß ihm nichts geschehen kann — so hat er ausgerechnet in den Tagen, wo man beim Umwechselln für die Krone nichts mehr bekommt, sondern schon was draufzahlen muß, es für unausweichlich erachtet, bei der Molière—Feier in Paris vertreten zu sein, und zu diesem Zwecke, um nicht zu sagen Behufe, die Herren Wildgans und Aurnheimer als österreichische Delegierte entsendet. Auf dieses Unternehmen sollte es vernünftiger Weise keine andere Antwort geben als Steuerverweigerung. Mich wenigstens, dessen Wesen keinen Zug von Molières Geizigem aufweist, bringt die Vorstellung, daß ich von den fünf Millionen Kronen, die die Expedition gekostet haben dürfte, vielleicht mit einer einzigen beteiligt sein

könnte, dem Grabe näher. Ich kann nichts mehr essen, und wiewohl der Mensch nicht vom Brote allein lebt, wie die Neue Freie Presse sagt, die ja die Bibel der Gebildeten ist, so können mich auch nicht die Festlichkeiten, Empfänge und musikalischen Soireen erfreuen, mit denen Paris, unsere Kanonen an der Westfront pardonierend oder gar nicht ignorierend, die Herren Wildgans und Auernheimer begrüßt hat. Wenn Paris sich vergegenwärtigt hätte, wie teuer uns unsere Beteiligung an der Molière—Feier eben infolge unserer Beteiligung an der Westfront zu stehen kommt, es hätte nicht gezögert, die paar lumpigen Francs, die es ausmacht, unsern Delegierten zum Abschied zuzustecken mit einem schönen Gruß an den Herrn Unterrichtsminister, der den Betrag für seine wissenschaftlichen Institute verwenden möge. Nun, der oft zitierte Übermut der Ämter ist hier wohl schon zur Frechheit ausgewachsen und der aufreizende Eindruck wird nur von einer geradezu malerischen Dummheit gemildert, die sich kulturell so geschmeichelt fühlte, daß sie einfach nicht bemerkt hat, wie sie eine staatliche Bettlerexistenz, die sich schon sehen lassen kann, zum Gespötte der Welt macht. Denn es dürfte für die beiden Delegierten, die ja wohl bequemer gereist sind als die Staatsangehörigen, die Österreich zu seiner Vertretung an die Westfront entsandte, und die ja zu »repräsentieren« hatten — nämlich den Staat, der es zahlt, die Neue Freie Presse, die nichts zahlt, das Burgtheater, die Kultur, uns alle und auch mich, ders schon wieder hereinkriegen wird —, es dürfte also für den Spaß annähernd eine Summe hinausgeworfen worden sein, die sich dieselbe Bildungsinstanz von der öffentlichen Mildtätigkeit für ihre notleidende Universität verspricht und die wohl auch ausgereicht hätte, um die beschämenden Hilferufe der Rettungsgesellschaft auf ein Jahr verstummen zu machen. Man sollte glauben, daß eine Regierung, die solch einen Streich zu verantworten hat, gezwungen wäre, vor der Nationalversammlung auf Erbsen zu knien und den Fehlbetrag, auch wenn sie ihn sofort in der Notendruckerei beschaffen könnte, aus eigener Tasche zu ersetzen. Aber wir bekommen nicht einmal eine Interpellation zu hören, weil eben der einzige Gesichtspunkt unserer öffentlichen Kontrolle in der Überzeugung gegeben ist, daß eh schon alles wurscht is. Mir nicht! Und selbst dann nicht, wenn es objektiv der Fall wäre, weil ich mit den an die Gegenwart vergeudeten Schlägen doch einen ferneren pädagogischen Zweck verbinde. Auch ist es ja nicht unmolierisch gedacht, sich einen Pariser Feuilletonisten, den Herrn de Flers, und einen Wiener Feuilletonisten, den Herrn Auernheimer, im Zeichen Molières verbrüdert vorzustellen und sich noch zu denken, daß man dafür Steuer zahlt, während es die Pariser umsonst haben können. Dafür wird sich aber wieder für uns der Erfolg des Unternehmens in einem Feuilleton der Neuen Freien Presse auswerten. Wenn nicht gar eine Subvention der französischen Regierung für das Burgtheater herauschaut. Denn Herr Wildgans, der offenbar beauftragt war, selbst bei dieser Vergnügungsreise, die doch das Ausland vielleicht über die Notlage unseres Staates täuschen konnte, den Schnorrerstandpunkt hervorzukehren, erzählte den Parisern, daß »nicht nur allein Österreich, sondern die ganze zivilisierte Welt ärmer werden würde, wenn das Burgtheater in Wien seine Tore schließen müßte«, falls nämlich, »durch die Not der Zeit gezwungen, der österreichische Staat nicht mehr in der Lage wäre, das Burgtheater zu erhalten«. Diese Mitteilung machte auf die Pariser, teils wegen des Burgtheaters, teils wegen der Prognose, daß sein Untergang die ganze zivilisierte Welt mitreißen werde, einen so deprimierenden Eindruck, daß sie in ihrer Verstörtlichkeit vergaßen, den Redner zu fragen, wie denn ein Staat, der bald nicht mehr in der Lage sein wird, das Burgtheater zu erhalten, den kostspieligen Ehrgeiz haben könne, bei einer Pariser Molière—Feier vertreten zu sein. Herr Wild-

gans, der die Möglichkeit dieses Einwandes zu ahnen schien — und welcher Angehörige einer Bettlerfamilie würde unverlegen an der Tafel des Reichen sitzen —, gab für alle Fälle beruhigende Aufklärungen über die »Zusammenhänge der Tradition der Comédie Française mit der des Burgtheaters« und wenn der Bestand der Comédie Française gefährdet wäre, so müßten die Stimmen der Gebildeten in aller Welt laut werden und folglich müßte dies auch der Fall sein, wenn das Burgtheater zusperrn sollte und halt so. Dies leuchtete den Zuhörern umsomehr ein, als Herr Wildgans die Verwandtschaft der beiden Bühnen noch mit einem »Hinweis auf die gleichzeitige Molière—Feier« illustrierte. Mehr als das. Er bat, »in dieser Gleichzeitigkeit ein tiefes Symbol geistigen und kulturellen Zusammenhanges zu erblicken«. Mag sein, daß Herr Wildgans ein Französisch sprach, aus dem die Anwesenden, die ihm sogar lebhaften Beifall spendeten, nicht sogleich die Pointe seines Gedankens entnehmen konnten. Denn sonst hätte ihn einer gewiß darauf aufmerksam gemacht, daß die Gleichzeitigkeit der beiden Molière—Feiern nicht so sehr ein tiefes Symbol geistigen und kulturellen Zusammenhanges der beiden Nationen sein dürfte als ein Beweis dafür, daß Molière eben dreihundert Jahre alt geworden ist und zwar gleichzeitig in Paris und in Wien. Was die materielle Notlage Österreichs anlangt — die geistige wird von niemandem bezweifelt —, so hätte jener kritische Zuhörer dem Herrn Wildgans den Rat erteilen müssen, in besseren Zeiten, wenn das Reisen nicht so kostspielig ist, wiederzukommen, dann werde man schauen, was sich machen läßt. Und was speziell die Notlage des Burgtheaters betrifft, nun, so sei sie eben eine der zahllosen Folgen der Niederlage in einem mutwillig heraufbeschworenen Verteidigungskrieg, wie ihn Herr Wildgans ehemals verherrlicht hat, damals, »als Gott uns aufrief zum großen Morden«. Damals, als Herr Wildgans seinen französischen Gastgebern zurief:

Kein Krämergötze führt das Bruderheer,
Um Menschenwürde und um Menschenrechte
Bekriegen freie Männer dumpfe Knechte
In frech beraufbeschworner Gegenwehr.

Damals, als er ihnen, Lyriker eines Siegfriedens, noch weit entfernt, sie für das notleidende Burgtheater anzuschnorren, die Folgen einer Niederlage zu bedenken gab:

Weh den Besiegten! Härtester der Sprüche
An ihren Nacken wird er kalt vollstreckt,
Mit Schlächterrauhe ohne Haß und Flüche
Zermalmt die Brut und was sie ausgeheckt!
Der Sieger wird die Großmut unterdrücken
Und über schmäählich hingekrümmte Rücken
Hinstampfen wie auf häßliches Insekt.

Und das ist recht so und ist wahre Güte!
Mitschuldig wird, wer Niedertracht vergibt.

So hat Herr Wildgans gedichtet. Und so hat er gesprochen:

Diese Gleichzeitigkeit (der Molière—Feiern) *gibt mir aber auch den Mut, Sie zu bitten*, darin ein Beispiel zu sehen und *auch Ihrerseits das Prinzip der edlen Gegenseitigkeit anzuerkennen, die auf dem Gebiet des Geistes keine Grenzen hat.*

Und so ist Herr Wildgans als Sieger in Paris eingezogen. Auf Kosten der Besiegten. Die Völkerversöhnung scheint tatsächlich bereits vollzogen zu sein. Dieses Österreich, dieser so wenig verschämte Arme, konnte es wagen, einen seiner wildesten Kriegsbarden zum Betteln nach Paris zu schicken. Und die

Franzosen, es verschmähend, das Prinzip der Gegenseitigkeit auf dem Gebiet des Geistes anzuerkennen, haben großmütig darauf verzichtet, über schmähtlich hingekrümmte Rücken wie auf häßliches Insekt hinzustampfen. Nur ich, der Wildgansens »Vae victis!«, härtesten der Sprüche, angenommen hat, bleibe unversöhnlich, und das ist recht so und ist wahre Güte, denn mitschuldig wird, wer Niedertracht vergibt und wer eine vaterländische Gesinnung, die, gestern noch auf stolzen Rossen, heute nur mehr den Mut hat, zu bitten, appetitlich finden würde. Ach ich möchte, wenn nicht für unsereinen sich der Weg bis Paris weiter zöge als für die Kriegsliteraten, diesem österreichischen Staatsunwesen und dieser ganzen Wesenlosigkeit österreichischer Charaktere den Rücken kehren, und muß mich leider damit begnügen, es an Ort und Stelle zu tun. Und mit Schlächterrauhe die Brut zu zermalmern und was sie ausgeheckt: heute einen Bettelbrief und gestern ein Ultimatum!

Wien im Lichte Molières

Halbamtlich wird die Beruhigung verbreitet, daß der Molière—Jux, den er sich machen wollte, nicht vom österreichischen, sondern vom französischen Staat finanziert worden sei, der ja die »Einladung« ergehen und deshalb »natürlich« es sich auch nicht nehmen ließ, für die Spesen aufzukommen. Eine halbamtliche Wahrheit pflegt keine ganze zu sein, die Halbscheid mindestens ist erlogen. Abgesehen davon, daß ich an den spontanen Wunsch der französischen Regierung, Österreich bei der Molière—Feier vertreten zu sehen, nicht glaube — eine Anregung wird schon hieramts diesbezüglich bei der französischen Gesandtschaft erfolgt sein, so eine Darbietung der Bruderhand, die man nicht gut ausschlagen kann, auch wenn man weiß, daß sie sich daraufhin öffnen wird —, also abgesehen davon ist es doch lächerlich, einen glauben machen zu wollen, Frankreich werde, wenn es schon die Gäste bewirtet und selbst gratis wohnen ließe, den Herren Auernheimer und Wildgans noch die Fahrkarten tour und retour bezahlen. Wäre dies möglich, so müßte ja statt unser jeder Franzose, der auf sich hält, die Steuer verweigern. Aber selbst wenn das Phantastische geschehen wäre, so bleibt das Faktum der Reise unerträglich, erstens weil in diesem unwahrscheinlichsten aller Fälle die beiden Delegierten nicht ohne eine Tafel um den Hals hätten abdampfen dürfen, auf der zu stehen hatte, daß es der österreichischen Regierung nicht einen Heller koste, und ferner weil diese das Angebot Frankreichs gar nicht hätte annehmen dürfen, sondern unter Hinweis auf die offensichtliche Provokation, als die das Unternehmen wirken würde, bitten müssen, den dazu ausgesetzten Betrag in Barem zu empfangen und zwar zu Gunsten der Rettungsgesellschaft oder der notleidenden Universität oder meinetwegen des Burgtheaters, das dadurch auch der peinlichen Möglichkeit überhoben worden wäre, die Festteilnehmer mit seinem Notstand zu behelligen. Aber natürlich sind es nur dumme Beruhigungsversuche und daß, selbst wenn die Gastfreundlichkeit der französischen Regierung auch etliche Auslagen übernommen haben mag, die Hetz uns nicht ein paar Millionen gekostet hat, wird man uns nicht weismachen. Meine Voraussage, daß dafür ein Feuilleton des Herrn Auernheimer für uns herauschaut, hat sich inzwischen erfüllt. Und es war eines, in dem die ganze Gesinnungsdürftigkeit dieses offiziellen Österreich ihren süßen Ausdruck gefunden hat. Herr Auernheimer nannte es »Paris im Lichte Molières«, der Titel war aber eine Irreführung, denn es war ganz und

gar Wien im Lichte Molières. Herr Auernheimer, überall wo er hinkam von Goethe begleitet — ausgerechnet —, »ertappte sich« immer wieder in dessen Gesellschaft, und auch der französische Minister — wie seltsam — gab die Versicherung, er träume von einem anderen großen Rat, nämlich von einem, »der aus den Dichtern Shakespeare, Dante, Cervantes und Molière bestünde ... und wir zweifeln nicht, daß dieser andere große Rat Goethe zulassen würde«. »Nun, wir zweifeln auch nicht« erwiderte Herr Auernheimer neckisch, jedoch erst im Feuilleton, und er hat die Einladung angenommen, wiewohl er wußte, daß Goethe nicht eingeladen sei und nur inoffiziell den österreichischen Delegierten begleiten dürfe, und er hat es auch unterlassen, den französischen Minister zu fragen, warum er denn, wenn er Goethe für würdig halte, in einem großen Rat zu sitzen, Deutschland nicht wenigstens ganz so wie Österreich zur Molière—Feier geladen habe. Aber es wird eben schon so eingeteilt gewesen sein, daß Deutschland nicht gerufen wurde und Österreich sich aufgedrängt hat. Und zwar wiewohl es ganz genau wußte, daß es da kein Schulter an Schulter geben würde. Kann man sich nun etwas Zweideutigeres vorstellen als die Haltung eines Staates, der, falls er wirklich begehrt wurde, nicht ablehnt, wenn er doch weiß, daß der ehemalige Bundesgenosse, an den sich anzuschließen er als den Traum seines Staatslebens ausposaunt, nicht begehrt wird? Ich wäre ja wirklich schon national befriedigt, wenn nur der Anschluß des österreichischen Telephons an Deutschland gelänge, und stehe diesen Dingen für meine Person ohne jedes Pathos gegenüber. Aber daß die Leute, deren Mund von nichts anderem übergeht als von der nationalen Herzensfülle, sich mit den Franzosen an eine Tafel setzen und das Geschwafel über die Solidarität der Nationen mit anhören, während der Blutsbruder zuhause sitzt, ist wohl eine Tatsache, die diesem den Anschluß solcher Nibelungen als eine ziemlich fragwürdige Akquisition offenbaren müßte. Herr Auernheimer, der sich nicht genug tun kann vor Entzücken, wie er in die Solidarität der Nationen einbezogen wurde, tat allerdings sein Möglichstes, um auch die Sympathien für Deutschland anzuwärmen. Er erzählt, daß er neben einem weißbärtigen Archäologen saß, der sich freundlich gesinnt und über Dinge der deutschen Wissenschaft informiert zeigte.

Auch von Schliemann spricht er mit der größten Verehrung, *was mich zu der Frage ermutigt*, ob die Deutschen sich seiner Ansicht nach auf dem Gebiete der Archäologie *einige* Verdienste erworben hätten.

Herr Auernheimer, der sich gar nicht geniert, diesen Wagemut auch vor der breiten Öffentlichkeit einzubekennen, schämte sich weder, die Antwort zu empfangen noch sie mitzuteilen:

»Einige Verdienste?«, erwidert der französische Gelehrte *lachend*: »Sie haben ja die Wissenschaft der Archäologie überhaupt erfunden. Ohne Winckelmann gäbe es keine.«

Und man hatte schon den Eindruck, unser Delegierter sei unter der Tafel verschwunden. Aber er hat es, wiewohl er sich nun doch schon was trauen konnte, unterlassen, dem Franzosen zu sagen, was er den Wienern sagt:

Auch die Deutschen würden zu Ehren Molières mit Überzeugung mitgeklatscht haben, und es bleibt bedauerlich, daß sie hierzu keine Gelegenheit hatten. Gerade *dieser Tricentenaire* wäre eine solche gewesen —

Die Österreicher hatten sie, und die Solidarität der Nationen, deren berufenste Vermittler ja die Preßleute sind, habe sich dadurch erwiesen, daß bei der Festvorstellung »die Geladenen mit den Parisern um die Wette Beifall

klatschten«. Herr Auernheimer verspricht sich sehr viel von solchen Gelegenheiten,

denn das Lachen versöhnt, und zwei Menschen, die einmal zusammen *und gleichzeitig* über die menschliche Torheit gelacht haben, können einander auch nicht mehr von Herzen böse sein ...

Herr Auernheimer, offenbar unter dem Eindruck jener »Gleichzeitigkeit« zweier Molière—Feiern, die der Delegierte Wildgans als ein Symbol der Solidarität hervorgehoben hat, wollte natürlich sagen, daß jene »gleichzeitig *und zusammen*« lachen müßten. Aber selbst wenn wir uns vorstellen wollten, daß ein Pariser und ein Berliner Schmock sich schon in einen Lachkrampf über eine Molière—Szene brüderlich teilen, so glaube ich doch nicht, daß dieser Umstand den Bewohnern der Somme—Gegend oder den Deutschen des Besetzungsgebietes einen besonderen Eindruck hinterlassen wird. Es ist ein recht miserabler Beweis von Solidarität der Nationen und die schönrednerische Lüge der Zeitung hat zwar so viel Macht über die Gehirne, sie in den Krieg, aber beiweitem nicht so viel, sie wieder heraus zu führen. Indes, Herr Auernheimer ist doch voll Zukunftshoffnung. Der Sieg verhärtete zwar, »und immer noch ist in Paris die Sonne hinter dem Triumphbogen untergegangen«.

Aber liegt das nicht auch an uns, an Euch? Kommt von der anderen Seite und ihr werdet sie früh am Tage nicht minder feurig über dem Siegesbogen aufschweben sehen ...

Oder, je nach dem Standpunkt: hier vorne geht sie unter und kehrt von hinten zurück, wie der Vorläufer in der Nationalitätenverbrüderung so treffend gesagt hat. Aber wir wissen schon, von welcher Seite die Österreicher zu kommen pflegen. Und wenn sie selber untergehn, so ganz bestimmt auch nur hinten; wenngleich nicht hinter dem Triumphbogen. »Paris im Lichte Molières«, beteuert der Delegierte Auernheimer, »ließ uns diese schönere Morgenröte zumindest ahnen«. Wien im Lichte Molières verhiess uns nur ein schönes Morgenblatt, und wir müssen mit solcher Erfüllung vorlieb nehmen, bis die Inseratensteuer und die Papierpreisteuerung diesem faulsten aller Zauber ein Ende machen.

Die Bürger, die Künstler und der Narr

Unter einem Künstler verstehen sie einen,
der sich nicht abgibt mit solchen Schweinen
und nichts zu tun hat mit allen den Dingen,
die ihnen im Handumdrehn gelingen,
um sich dafür mit Schaffen und Schreiben
und hauptsächlich ihnen die Zeit zu vertreiben;
und da er doch von Beruf ein Träumer
und deshalb auch Schuldterminversäumer,
der das tut, wozu er nicht ist verpflichtet,
und das andere lieber läßt unverrichtet,
so kann er zwar leichter als sie sich entflammen,
sonst aber geht es ihm gar nicht zusammen.
Und teilten die Bürger nicht besser sichs ein,
ja dann könnten sie auch solche Künstler sein!

Nun haben sie, sagen wirs ehrlich und offen,
den Nagel nicht weit von dem Kopfe getroffen,
und hätten sie just nichts andres zu tun,
so könnten sie auch auf Lorbeeren ruhn.
Denn wem nur die Bürgertugenden fehlen,
der mag sich heut gleich zu den Künstlern zählen
und in diesem Belang und zu diesem Behufe
genügt schon die Scheu vor dem andern Berufe;
da wird man wahrlich in kürzester Frist
und am leichtesten das, was man nicht ist,
und wo nichts ist, erwartet zum Lohn
jeder Trottel die Inspiration.
Und fehlte sie, fiele den Künstlern nur ein,
ja dann würden sie auch solche Bürger sein!

Indessen sitzt einer, als wärs zur Strafe
und wie ein Büro— oder Bagnosklave,
und wartet auf nichts, sondern zwingt es herbei
im täglichen, nächtlichen Einerlei,
und er ringt um das Wort und ringsum ist es still
und es folgt ihm aufs Wort, weil er will, weil er will,
und was seinem werbenden Willen gelang,
es bezwang ihn noch mehr als er selbst es bezwang,
und nicht frei wie der Künstler hat er es verrichtet,
doch er fühlt sich auch nicht wie der Bürger verpflichtet,
und er schuf es sich selbst und sich selbst zum Verdruß
und das ist sein Genuß, denn er muß, denn er muß.
Und Künstler und Bürger, sie sind überein:
nein, *sie* möchten nicht solche Narren sein!

SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

Sittlichkeit und Kriminalität (3. Auflage in Vorbereitung)

Sprüche und Widersprüche

Pro domo et mundo

Nachts

Heine und die Folgen

Nestroy und die Nachwelt

Die chinesische Mauer

Weltgericht

Worte in Versen I—V

Ausgewählte Gedichte

Literatur

Die letzten Tage der Menschheit (Sonderhefte vergriffen.

Gesamtausgabe erscheint demnächst.)

Untergang der Welt durch schwarze Magie (in
Vorbereitung)

} Aphorismen

(U n v e r k ä u f l i c h e r A n z e i g e n r a u m)

VERLAG „DIE FACKEL“, WIEN

LITERATUR

Magische Operette in zwei Teilen von **KARL KRAUS**
mit einer Notenbeilage (Musik nach Angabe des Verfassers)

Zu beziehen durch den Verlag »Die Fackel«, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3
und die meisten Buchhandlungen.

VERLAG RICHARD LÁNYI, WIEN

Karl Kraus und sein Werk / Von Leopold Liegler
27 Bogen Großoktav, auf hölzfreiem Papier gedruckt, mit 5 Bildbeigaben
und einer faksimilierten Satzkorrektur.

Nestroy, »Das Notwendige und das Überflüssige«,
bearbeitet von **Karl Kraus** (mit einer Notenbeilage), Preis K 40.—.
Der Ertrag für wohltätige Zwecke.

Ansichtskarte **»Volkshymne«**. Preis K 2.50.
Der volle Ertrag wird den Kriegsblinden zugewendet.

Die Zusendung von Büchern, Zeitschriften, Einladungen, Aus-
schnitten, Drucksachen, Manuskripten oder
brieflichen Mitteilungen irgendwelcher Art

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle.
Das etwa beigelegte Porto wird einem wohltätigen Zwecke zugeführt.

ABONNEMENTS auf „DIE FACKEL“

können infolge der fortgesetzt wachsenden Kosten der Herstellung nicht mehr
übernommen werden, sondern nur gegen eine entsprechende Vorausbezahlung
die Verpflichtung, jedes Heft nach Erscheinen sofort zu expedieren. Von dem
vorausgezählten Betrage wird der Preis der in zwangloser Folge erscheinenden
Hefte jeweils in Abzug gebracht werden und rechtzeitig, ehe das Guthaben
aufgebraucht ist, eine Verständigung erfolgen. Vorauszahlungen aus dem
Auslande sind ausschließlich in einem Brief einzusenden.

Inhalt der vorigen vierfachen Nummer 583—587, Dezember 1921:

Wenn ich Gerhart Hauptmann wäre / Wenn jemand eine Reise tut /
Er / Notizen / Die Antwort des angesehenen Arztes /
Meine Lustbarkeiten / Wiener Weltgericht

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: **Karl Kraus**
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstr. 3